

Vorwort

Im April 1460 wurde die Universität Basel durch einen Festakt im Münster feierlich eröffnet. 550 Jahre später stand wiederum das Basler Münster im Zentrum eines Teils der Jubiläumsfeierlichkeiten. Ab dem 24. April 2010 war im Hochchor eine Ausstellung zu den Anfängen der Universitätsgeschichte zu sehen, in der unter anderem die Gründungs-urkunde von Papst Pius II. und der erste Band der Rektoratsmatrikel gezeigt wurden. Für beide Stücke war dies in gewissem Sinne eine Rückkehr: für die Gründungsurkunde, weil sie beim Festakt 1460 dort öffentlich ausgestellt wurde (allerdings durch Anschlag an den Kirchportalen, nicht in einer klimatisierten Sicherheitsvitrine), und für die Rektoratsmatrikel, weil an ihrem Beginn die berühmte Abbildung des Festaktes im Hochchor des Münsters steht (s. unten S. VIII)¹.

Im Zusammenhang der Vernissage wurde zugleich eine Vortragsreihe zur Frühgeschichte der Universität begonnen. Die Vorträge konnten direkt neben der Kirche im Münstersaal stattfinden, wo bis heute die Geschichte vom Basler Konzil über die Universitätsgründung bis zur Reformation buchstäblich an den Wänden abzulesen ist. Die hier vorliegende Publikation dokumentiert diese Vortragsreihe und möchte sie zugleich einem breiteren Publikum zugänglich machen. Alle Vorträge sind gründlich überarbeitet und mit Anmerkungen versehen. Gleichwohl wurde in einigen Fällen der Duktus der Mündlichkeit beibehalten.

Die redaktionelle Bearbeitung und die Vorbereitung der Druckvorlage wurde größtenteils von Frau Sara Stöcklin-Kaldewey übernommen. Als Kuratorin der genannten Ausstellung und Mitorganisatorin der Vortragsreihe war sie fachlich bestens vorbereitet für diese Aufgabe. Herausgeber und Leser schulden ihr großen Dank. Das Büchlein soll sich nicht nur an den engen Kreis der Spezialisten auf dem behan-

¹ Vgl. Schatzkammern der Universität Basel. Die Anfänge einer 550-jährigen Geschichte, hg. v. M. Wallraff/S. Stöcklin-Kaldewey, Basel 2010, zu den beiden genannten Stücken 16 f. und 22 f. (jeweils mit Abb. in Farbe).

delten Gebiet richten. Daher wurden bibliographische Abkürzungen sparsam verwendet².

Das Büchlein erscheint in der Reihe „Litterae et theologia“, obgleich keiner der Beiträge von einem Theologen verfasst ist oder das Fach Theologie zum zentralen Gegenstand der Betrachtung macht. Dennoch passt das Buch gut in die Reihe, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Verbindung der Theologie mit ihrem geisteswissenschaftlichen Umfeld zu beleuchten. Diese Verbindung wird in den hier vorgelegten Beiträgen vielfach deutlich, und sie wurde auch bei Ausstellung und Vortragsreihe deutlich – nicht zuletzt durch das *setting* im Raum der Kirche. An dieser Stelle sei auch der evangelisch-reformierten Kirche Basel Stadt und insbesondere der Münstergemeinde für die unkomplizierte Zusammenarbeit noch einmal herzlich gedankt.

Die Reihe wird verantwortet durch das Frey-Grynaeische Institut, eine alte Basler Stiftung, die die Universität für fast die Hälfte ihrer Geschichte begleitet hat und die der *alma mater* eng verbunden ist. In den Räumen des Instituts wurden Ausstellung, Vortragsreihe und die vorliegende Publikation vorbereitet. In diesem Sinne sei in den Dank auch das Kuratorium der Stiftung eingeschlossen. Die Drucklegung des Bändchens wurde durch einen großzügigen Zuschuss der BHG Stiftung (Basel) ermöglicht. Ihr wie auch dem Verlag Walter de Gruyter, namentlich Herrn Dr. Albrecht Döhnert, sei für die Unterstützung gedankt.

Zum Schluss sei daran erinnert, dass nicht nur die Eröffnung 1460, sondern auch die Jubiläumsfeierlichkeiten 2010 mit einem religiösen Anlass verbunden waren. Am 24. und 25. April fanden ökumenische Gottesdienste im Münster statt: am Samstagabend eine Vesper mit Beteiligung der benediktinischen Mönche von Mariastein und einer Ansprache des Rektors der Universität Basel, Prof. Dr. Antonio Loprieno, und am Sonntagmorgen ein Festgottesdienst mit musikalischer Gestaltung durch die Schola Cantorum Basiliensis unter Leitung von Prof. Jörg Andreas Bötticher und einer Predigt von Prof. Dr. Christoph Marksches, Präsident der Humboldt Universität zu Berlin (die übrigens im gleichen Jahr ebenfalls einen runden Geburtstag beging).

2 Wo dennoch welche vorkommen, folgen sie S. Schwertner, Internationales Abkürzungsverzeichnis für Theologie und Grenzgebiete (IATG²), Berlin ²1992 (nachgedruckt in: Theologische Realenzyklopädie. Abkürzungsverzeichnis. Berlin ²1994, S. 1-488).

Warum feiert eine Universität überhaupt solche Jubiläen? Dieser Frage widmete sich der Rektor der Universität Basel in seiner viel beachteten Rede zur Eröffnung des Jubeljahres am 17. April 2010 in der Stadtkirche in Liestal. Sie wird als Geleitwort ebenfalls im vorliegenden Band dokumentiert, denn sie eignet sich gut, um die historischen Beiträge einzuleiten, die in diesem Zusammenhang beides zugleich sind: (fachwissenschaftliche) Geschichte und (identitätsstiftende) Erinnerung. In diesem Sinne wünscht sich das Büchlein Leser, die beides mitbringen: kritischen Sachverstand und Liebe zu Institutionen und Traditionen, die uns auch heute noch viel bedeuten.

Basel, im Juli 2011

Martin Wallraff



Eröffnungsfeier der Universität Basel im Hochchor des Münsters, April 1460
Rektoratsmatrikel, Bd. 1, fol. 2^v
(Universitätsbibliothek Basel, Mscr. AN II 3)

Inhalt

Vorwort	V
ANTONIO LOPRIENO	
Vom Sinn eines universitären Jubiläums	XI
ARNOLD ESCH	
Pius II. im Selbstbildnis seiner Commentarii	1
RAINER CHRISTOPH SCHWINGES	
Basel in der europäischen Universitätslandschaft um 1500 . .	21
AMY NELSON BURNETT	
Ausbildung im Dienst der Kirche und Stadt. Die Universität Basel im Zeitalter der Renaissance und Reformation	47
KASPAR VON GREYERZ	
Basel im 16. und 17. Jahrhundert. Universität, Humanismus und Wissenschaft	73
ANDREAS BEYER	
„Besser zeigen ihn seine Bücher“. Gelehrte im Porträt – eine Basler Tradition	95

Vom Sinn eines universitären Jubiläums

VON ANTONIO LOPRIENO

Rektor der Universität Basel

Im Jahre 2010 feierte die Universität Basel ihr 550. Jubiläum. Im Vorfeld der Eröffnungsfeier bekam ich von einer Basler Bürgerin einen Brief mit folgendem Text: „Ich weiß gar nicht, was an der Zahl 550 so speziell ist. Es handelt sich weder um eine runde Zahl noch um eine so genannte Schnapszahl. Wo liegt der historische Wert dieses Festes?“

Der Text dieses Briefes ist nicht trivial. Im Gegenteil ist die hier aufgeworfene Frage berechtigt, ja brisant. Warum feierten wir letztes Jahr mit Ausstellungen und Kongressen, mit Wissenschaftsfesten und Unterhaltungsprogrammen das 550-jährige Jubiläum der ältesten Universität unseres Landes? Verfänglich ist vielleicht schon die Formulierung der Frage an sich: Wie oft haben wir schon das geflügelte Wort: „die älteste Universität der Schweiz“ gehört? Wie oft werden wir es noch hören? Sind wir nicht vielleicht schon ein wenig müde, uns diesen Ausdruck zu Gemüte zu führen? Und vor allem: Was soll besonders gut daran sein, die älteste Universität der Schweiz zu sein? Ist Alter an sich ein Zeichen von Qualität? Wohl nicht, oder zumindest nicht eindeutig. Von jenen Universitäten, die auf Weltebene in allen Rankings eine Spitzenposition einnehmen, sind einige 700, einige 300, einige 100 oder noch weniger Jahre alt. Die Universität Nummer 2 im wichtigsten zeitgenössischen Ranking ist nicht einmal 120 Jahre alt. Warum denn sind wir Basler auf das ehrwürdige Alter unserer Alma Mater insbesondere im nationalen Vergleich so stolz?

Da wir von Vergleich reden, gehen wir an diese Frage von einer historischen Perspektive heran. Offiziell gefeiert hat die Universität Basel ihr 200-jähriges Jubiläum im Jahre 1660, ihr 300-jähriges im Jahre 1760, ihr 400-jähriges im Jahre 1860, ihr 450-jähriges im Jahre 1910, ihr großes 500. Jubelfest vor 50 Jahren im Jahr 1960, und jetzt ihr 550-jähriges. Was fällt uns dabei auf? Dass keineswegs nur an runden Jubiläen oder an Schnapszahlen gefeiert wurde: Es fiel etwa nieman-

dem ein, das hundertste Jubiläum zu feiern, und die Zahl 450 (im Jubiläumsjahr 1910) war kaum eindrucklicher als unsere diesjährige 550. Nein, die zugrunde liegende Logik ist eine andere: 0, 200, 300, 400, 450, 500, 550. Könnte es sein, dass über die *longue durée* akademische Jubiläen immer häufiger, die Zeitspannen zwischen ihnen immer kürzer werden?

Die vergleichende Sicht scheint diese gewagte Annahme zu bestätigen. In den letzten Jahren durften wir schweiz- bzw. weltweit eine regelrechte Flut an akademischen Jubiläen erleben: nicht nur 100-, sondern auch 150- und sogar 175-jährige Institutionen – wie etwa eine mit der Universität Basel befreundete, weiter östlich gelegene Schweizer Universität – lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihre Vorzüge. Vor einigen Monaten bekam ich die Einladung zum 375-jährigen Fest einer traditionsreichen mitteleuropäischen Universität. Kürzlich hat eine schweizerische Universität die 450 Jahre der dortigen theologischen Akademie in die viel kürzere Geschichte der Universität im eigentlichen Sinne integriert und das daraus entstandene, geschichtlich wohl virtuelle Konstrukt gebührend gefeiert. Es ist, als ob das Feiern eines akademischen Jubiläums nicht von objektiven, wissenschaftlich messbaren historischen Faktoren, sondern von einem gemeinsamen enzyklopädischen Drang diktiert würde. Nicht wir haben entschieden, unser ehrwürdiges Jubiläum zu feiern, sondern unser aller Kultur hat es für uns getan. Es ist wie mit Weihnachten: Nicht jener fällt auf, der Weihnachten feiert, sondern jener, der es explizit nicht tut.

Nun haftet natürlich so viel Weihnachten auf einmal etwas Suspektes an. Wie gesagt: Wir wären aufgefallen, wenn wir beschlossen hätten, im Jahre 2010 unser 550-jähriges Jubiläum *nicht* zu feiern. Aber warum scheinen in den letzten Jahren die 100., 375. und 550. Jubiläen europäischer Universitäten nicht – wie Weihnachten – in planbaren zeitlichen Abständen, sondern irgendwie unerwartet und alle auf einmal zu kommen? Weil Jubiläen nicht im Zeichen der *Geschichte*, sondern im Zeichen der *Erinnerung* stehen. Und anders als Geschichte ist Erinnerung nicht linear, sondern zyklisch; nicht sequentiell, sondern kumulativ; nicht von schriftlichen Quellen erschlossen, sondern von emotionalem Gedächtnis bewegt. Die Geschichte stiftet intellektuellen Stolz, das Gedächtnis stiftet kulturelle Identität. Eine lange Geschichte ist etwas für Profis, ein dichtes Gedächtnis ist etwas für Alle.

Und in dieser Hinsicht, im Sinne des Verständnisses der Universität als *community* kulturell Gleichgesinnter, fühlen sich kontinental-europäische Universitäten, auch eine Universität mit langer Geschichte wie unsere, im derzeitigen, globalen Wettbewerb des Wissens erstaunlich flach. Wir haben eine immense universitäre Geschichte, aber keine ausgeprägte institutionelle Erinnerung. Das liegt daran, dass in der Geschichte unserer Universitäten andere Konstellationen als Stifter kulturellen Gedächtnisses aufgetreten sind: das Fach Ägyptologie, das Deutsche Seminar, die Hohe Medizinische Fakultät – bloß nicht die Universität als Ganzes. Das ist weder gut noch schlecht: das ist einfach so – ein Merkmal europäischer Kulturgeschichte.

Nun hat aber in den letzten zwei Jahrzehnten ein kultureller Wandel stattgefunden, der europäische Universitäten zur bewussten Wahrnehmung der Flachheit ihres institutionellen Gedächtnisses, und deshalb zu entsprechenden Korrekturen, manchmal sogar zu Hyperkorrekturen geführt hat. Dieser kulturelle Wandel trägt mehrere Namen und kennt mehrere Formen. Listen wir einige von diesen Namen und Formen auf: Autonomie der Universität, Bologna-Reform, *corporate identity*, strategische Positionierung, Qualitätsentwicklung, Mobilität, Verschulung, Sponsoring, *Public Private Partnership*, Rankings, lebenslanges Lernen. In einem Wort: Wir erleben eine Vergesellschaftung der Universität – „Vergesellschaftung“ im Sinne von Integration der Universität in das gesellschaftliche Geschehen. Konnte vor hundert Jahren bei ihrem 450-jährigen Jubiläum unsere Universität als „Königin und Hohepriesterin“ apostrophiert werden, der die Stadt Basel ihre „Treue“ beschwor, so ist jetzt die Universität Basel eine Institution des Wissens, deren Rektor von Journalisten fast täglich nach konkreten Beweisen für den Nutzen der Universität für die Region gefragt wird. Zu Recht wird er danach gefragt, denn Teil dieser Integration der Universität in das gesellschaftliche Bewusstsein, Teil der Tatsache, dass in Zeiten der Wirtschaftskrise unsere zwei Trägerkantone ihren Beitrag zu unserem Budget substantiell erhöhen, ist eben, dass die Universität keine Hohepriesterin in einem ägyptischen Tempel ist – so ungern ich das auch sage –, sondern als wissenschaftlicher Arm einer gemeinsamen Republik eben bereit sein muss, über ihre Wirkung Rechenschaft abzulegen.

Die Vergesellschaftung der europäischen Universität in den letzten Jahrzehnten stellt also einen echten kulturellen Wandel dar. Und wie

bei jedem kulturellen Wandel verwischen sich in unserer Wahrnehmung die Grenzen zwischen Ursachen und Konsequenzen. Hat das Ganze mit der Demokratisierung der Universitäten nach 1968 angefangen? Oder vielleicht mit dem Ende des realen Sozialismus in 1989 und der damit eingeläuteten Homologisierung der europäischen Hochschullandschaft? Oder doch mit der Bologna-Deklaration? Waren die 1999 dort versammelten Minister Täter oder Opfer eines Zeitgeistes?

Jeder von uns wird auf diese Fragen eine eigene Antwort geben, aber wichtig ist, dass wir alle den Wandel in unserem gemeinsamen Verständnis von Universität spüren. Und geschichtliche Wandel führen Zäsuren, Brüche im kulturellen Gedächtnis herbei. Die Erinnerung profitiert sozusagen parasitär von der Zeit des Bruches. Kulturelle Brüche können traumatisch sein, haben dennoch immer eine identitätsstiftende Funktion. Und es ist gerade die Flachheit unseres kulturellen Gedächtnisses, die so eklatant mit der Länge unserer Geschichte kontrastiert, welche uns nun geradezu auffordert, das Jubiläum als Katalysator einer neu zu stiftenden Erinnerung einzusetzen. Wir wollen ein Jubiläum feiern – egal, ob das 100., das 375. oder das 550. –, nicht um unsere Geschichte zu zelebrieren, sondern um unser Gedächtnis zu verdichten. Denn ein Jubiläum hat nichts mit der objektiven Entwicklung akademischer Disziplinen, sondern mit der subjektiven Wahrnehmung einer akademischen Marke zu tun. Das Jubiläum einer alten europäischen Universität wie unserer ist der Ausdruck einer Sehnsucht – einer Sehnsucht nach etwas, was Geschichte und Gegenwart zu verbinden vermag; nach etwas, was die päpstliche Bulle vom 12. November 1459 und den Staatsvertrag vom 27. Juni 2006, Paracelsus und Karl Jaspers, die Alte Universität am Rheinsprung und den NFS Iconic Criticism als kohärente Spuren einer festigenden Erinnerung erscheinen lässt.

Denn in der Erinnerung wird Geschichte oft aufgehoben. Die University of California, Los Angeles, immerhin eine der besten 30 Universitäten der Welt und somit in den von uns allen zu Recht kritisierten Rankings höher positioniert als alle Schweizer – geschweige denn deutsche oder französische – Universitäten, feierte ihr erstes Jubiläum im Jahre 1933, ganze zehn Jahre, nachdem ihre ersten akademischen Abschlüsse verliehen worden waren. Heute, mehr als zehn Jahre, nachdem ich die Universität infolge des Rufes nach Basel verließ, zahle ich immer noch jährlich für meine Mitgliedschaft in der dortigen

Alumni-Organisation. Das ist kein Zeichen von Geschichte, sehr wohl jedoch eine Gedächtnisspur. Das Gedächtnis einer angelsächsischen Universität besteht nicht nur aus einer variierenden Zahl von Jahren, sondern aus einer Fülle an Assoziationen, die von der Farbe der Gebäude bis hin zur Ruder-Mannschaft, von den Nobelpreisträgern bis hin zum immer verräucherten Seminarraum reichen. Diese Erinnerung stiftet unter den Mitgliedern der Institution ein festes Zugehörigkeitsgefühl, dieser gemeinsamen Erinnerung spenden sie jährlich Millionen, erst recht nachdem sie die Institution verlassen haben. Das ist weder gut noch schlecht. Es ist einfach so – ein Merkmal angelsächsischer Kulturgeschichte.

Aber – und hier kommt die Neuigkeit, welche die vielen zeitgenössischen Jubiläen verbindet – durch den kulturellen Bruch der letzten Jahrzehnte ist auch an europäischen Universitäten ein Bedürfnis nach identitätsstiftender Erinnerung entstanden. Dabei geht es nicht – wie oft oberflächlich angenommen wird – um eine Amerikanisierung der europäischen Universität, sondern um die Entwicklung einer neuen Erinnerungskultur, bei der wir mit unseren eigenen Gedächtnisstützen dabei sind: nicht mit einem Sieg der Rugby-Mannschaft, sondern mit den Ständen, in denen unsere Kollegen und Studenten ihr Wissen beim „Fest des Wissens“ breiteren Gesellschaftsschichten zugänglich machen; nicht mit einer Campus-Hymne, sondern mit der schönen Renaissance-Musik, die anlässlich der Jubiläumsfeier in der Stadtkirche zu Liestal dargeboten wurde; nicht mit der regelmäßigen *reunion* einer Bachelor-Kohorte, sondern mit den Rektoren unserer Partner-Universitäten in der Schweiz sowie in den zwei Nachbarländern, die durch ihre jährliche Präsenz an unserem *Dies academicus* die einmalige Basler Verbindung von regionaler Verortung, nationaler Gesinnung und internationaler Ausstrahlung bezeugen.

Deshalb ist es für uns doch nicht ganz irrelevant, dass wir heute das 550. und nicht das 175. Jubiläum der ältesten Universität der Schweiz feiern. Geschichte fungiert als Trägerin von Gedächtnis. Wir wollen das diesjährige 550. Jubiläum zum Anlass nehmen, gegen den Hintergrund einer langen Geschichte die neuerliche Vergesellschaftung unserer Universität zu reflektieren. Das wollen wir tun, um uns zu vergegenwärtigen, dass wir eine pulsierende Wissensgemeinschaft sind, und um der Gesellschaft als ganzer zu zeigen, dass wir zu ihr gehören.

Was unsere Universität anstrebt, ist deshalb ein neuerer Humanismus. Denn die Besinnung auf den Humanismus allein reicht heute nicht mehr: das wäre eben nur Geschichte. Aber das Neue alleine reicht erst recht nicht: Gesellschaftliche Einbindung schafft zwar größere Wertschöpfung, aber keine Emotionen. Deshalb feiern wir dieses Jubiläum, weil wir Wertschöpfung mit Emotion verbinden wollen. Wissen bewegt uns. Wissen soll uns auch weiterhin bis zum nächsten Jubiläum bewegen, damit alle, die ungeachtet ihrer jeweiligen intellektuellen Herkunft an der Tür unserer Universität klopfen, zu wissensreicheren – nein: zu besseren – Menschen werden, als sie ohne das Wirken der Universität Basel geworden wären.

Alma Mater Basiliensis vivat, crescat, floreat.

Pius II. im Selbstbildnis seiner *Commentarii*

VON ARNOLD ESCH

Ich danke für die ehrenvolle Einladung, an solcher Stätte zu solchem Anlass über eine Persönlichkeit zu sprechen, die mit Basel und seiner Universität so verbunden ist: über Enea Silvio Piccolomini, Papst Pius II. Verbunden nicht etwa nur, weil er als Papst das Gründungsprivileg ausgestellt hat. Solche Gründungsprivilegien haben viele Päpste gewährt, manche wohl ohne auch nur zu merken, ob daraus dann tatsächlich eine Universität wurde, oder ob es bei einer bloßen „paper-university“ blieb. Zwischen diesem Papst und dieser Universität war das anders.

Zunächst in wenigen Stichworten die Lebensdaten, damit wir wissen, mit wem wir es zu tun haben, und uns von da bald abstoßen können zu unserem eigentlichen Thema¹.

Geboren 1405 im kleinen Corsignano (später von ihm umgestaltet und umbenannt in Pienza) aus verbannter Sieneser Adelsfamilie. Inten-

1 Hier nur der Hinweis auf zusammenfassende Lexikonartikel mit weiterführender Literatur: M. Pellegrini, in: *Enciclopedia dei Papi* 2, Roma 2000, 663-685; J. Helmrath, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* 8, 3. Aufl., Freiburg 1999, 322-324; E. Meuthen, in: *Theologische Realenzyklopädie* 26, Berlin 1996, 649-652; A. Esch, in: *Lexikon des Mittelalters* 6, München 1993, 2190-2192. Allein zum Jubiläumsjahr 1405/2005 erschienen mehrere Sammelbände, von denen hier wenigstens der Basler Band zitiert sei: Enea Silvio Piccolomini. Uomo di lettere e mediatore di culture – Gelehrter und Vermittler der Kulturen. *Atti del Convegno Internazionale di Studi, Basilea 21-23 aprile 2005* – Internationaler Studienkongress Basel 21.-23. April 2005, hg. v. M. A. Terzoli, Basel 2006. – Ich folge stellenweise meinen Beiträgen: Enea Silvio Piccolomini als Papst Pius II. Herrschaftspraxis und Selbstdarstellung, in: *Lebenslehren und Weltentwürfe im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, hg. v. H. Boockmann/B. Moeller/K. Stackmann (AAWG.PH Nr. 179), Göttingen 1989, 112-140 und: *Landschaften der Frührenaissance. Auf Ausflug mit Pius II.*, München 2008.

sive Studien lassen früh auf den jungen Humanisten aufmerksam werden, er darf einen Kardinal, Domenico Capranica, zum Reformkonzil nach Basel begleiten. Hier wird er zum eifernden Verfechter der ‚konziliaristischen‘, zunehmend antirömischen Linie des Konzils, ja wird zum Sekretär des vom Konzil gewählten Gegenpapstes und mit wichtigen diplomatischen Aufgaben betraut. So wird er mit den Großen von Kirche und Reich bekannt, ja der deutsche König Friedrich III. übernimmt ihn als Sekretär in seine Kanzlei. Schon damals entfaltet er eine breite schriftstellerische Tätigkeit als gewandter Briefschreiber und als Autor von historischen, geographischen, literarischen, publizistisch-kirchenpolitischen Schriften.

Dann die große Wende. Persönlicher Sinneswandel und wohl auch Karriere-Kalkül lassen ihn sein freizügiges Leben aufgeben: noch 1443 der Brief an den Vater über die Geburt eines Sohnes („Ich bin kein Kastrat und gehöre auch nicht zu den Frigidien..., sehe auch nicht, warum man den Geschlechtstrieb verdammen sollte“²), noch 1444 die Liebesnovelle „Euryalus und Lucrezia“, nun, 1446, die Weihe zum Subdiakon. Er vollzieht, wie andere, den Übertritt vom Konzil zum römischen Papst, zu Eugen IV., und wirkt nun mit Erfolg für eine Verständigung von König und Kurfürsten mit Rom. In Anerkennung dieser Verdienste wird er 1447 Bischof von Triest, dann Siena, und 1456 Kardinal. 1458 zum Papst gewählt, wird er als wichtigstes Problem empfinden, seinen Sinneswandel glaubhaft zu machen: den Weg vom Konziliaristen in Basel, der das Konzil über den Papst stellte, zum Papst in Rom, der – mit der Bulle *Frequens* 1460 – die Appellation an ein Konzil untersagt.

Verbunden mit Basel und seiner Universität also nicht nur durch die Gewährung des Gründungsprivilegs. Denn der städtischen Universität vorausgegangen war, 1432, die Gründung einer Universität durch das Konzil (und das war unter den mittelalterlichen Universitäten etwas Ungewöhnliches) – durch jenes Basler Konzil, an dem der junge Enea Silvio Piccolomini an sichtbarer Stelle engagiert gewesen war³. Männer

2 Der Briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini, hg. v. R. Wolkan, Bd. 1,1 (FRA.D 61), Wien 1909, Nr. 78.

3 Zur Basler Konzils- bzw. Kuriuniversität demnächst B. Schwarz, *Ad exaltationem Romanae Urbis et Curie nostre decorem. Das studium Romanae curiae und die stadtrömische Universität im 14. und 15. Jahrhundert*, Kap. III 6 (mit der vorausgehenden Literatur, zuletzt E. Mongiano und J. Helmuth).

die Vorlesungen halten konnten, und Männer die Vorlesungen hören wollten, waren auf einem Konzil solchen Ranges ja genug beisammen.

Natürlich hat diese Universität, die sich nach der Abreise des Gegenpapstes Felix V. 1442 zunächst in eine Konzilsuniversität und eine Kurienuniversität spaltete, Niederlage und Auflösung des Konzils 1449 nicht überlebt. Nun war es an der Stadt, sich zu fragen, ob man den Universitätsbetrieb aus eigenem Verlangen und aus eigenen Mitteln weiterführen wolle – und es spricht für Basel, dass es Männer von Rang gab, die dieses Bedürfnis empfanden und, gegen alle Bedenken, binnen zehn Jahren das Wagnis durchsetzten, eine eigene Universität zustande zu bringen⁴. Dabei bemühte man nicht nur ideelle Beweggründe des Geistes. Da das Ende des Konzils die Stadt in eine wirtschaftliche Krise geführt hatte, rechnete man den Zweiflern im Rat auch den ökonomischen Nutzen vor: Wenn man veranschlage (so die sehr modern wirkende Kalkulation), dass ein Student im Jahr mindestens 20 Gulden verausgabe, dann mache das bei 500 Studenten 10.000, bei 1000 Studenten 20.000 Gulden, die hereinkämen: *der yeglicher eyner in den andern zem mynsten zwenzig gulden zem jare haben muste. Das tete V^c personen X^m gulden, M personen tete XX^m gulden, die alle herbracht und verzert wurden*⁵.

Zwar erwies sich die Prognose als völlig falsch und viel zu hoch gegriffen, aber die Basler (denen eben nicht nur ökonomische Argumente einfallen) blieben gleichwohl bei ihrer Universität, auch als die erbetene – und für die Besoldung der Professoren durchaus übliche – Umwidmung kirchlicher Pfründen nicht ganz nach Wunsch gelang⁶. Fragen der Universitätsfinanzierung sind eben keine neuen Fragen. An der Universität Rom wurden die Professoren damals über die Wein-

4 Zu den Anfängen E. Bonjour, Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460-1960, Basel 1960; s. auch den Beitrag von R. C. Schwinges in diesem Band.

5 Gutachten in E. Bonjour, Zur Gründungsgeschichte der Universität Basel, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 54 (1955), 27-50, hier: 40.

6 Zur Finanzierung J. Rosen, Die Universität Basel im Staatshaushalt 1460 bis 1535. Die Gehälter der Dozenten, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 72 (1972), 137-219; im Vergleich R. C. Schwinges (Hg.), Finanzierung von Universität und Wissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart, Basel 2005, bes. der Beitrag von C. Hesse, Pfründen, Herrschaften und Gebühren. Zu Möglichkeiten spätmittelalterlicher Universitätsfinanzierung im Alten Reich, 57-86 (bes. 61 ff.) und der Kommentar von R. C. Schwinges 175 ff.

steuer besoldet: je mehr getrunken wurde, desto leichter war die Universität zu finanzieren.

Wie dem auch sei: Die unmittelbare Vorgeschichte ist doch Anlass genug, zum Gründungsjubiläum nicht nur diese junge Universität, sondern auch jene Persönlichkeit zu porträtieren, die mit Basel und seiner Universitätsgründung so verbunden ist: eben Papst Pius II. Nicht in den Worten der Gründungsbulle – die einfach die üblichen Formeln solcher Urkunden verwendet – drückt sich eine persönliche Anteilnahme des Papstes aus, sondern in der 1460 aus Mantua übersandten sogenannten Universitäts-Monstranz mit eingravierter Widmung des Papstes⁷.

Über die Frühgeschichte der Universität werden hier Beiträge von kompetenten Kollegen geboten werden. Ich möchte dazu nur mit einem kleinen Hinweis auf eine wenig bekannte vatikanische Quellengattung beitragen: die – lange Zeit strikt verschlossenen – Gesuche an die Poenitentiarie, das päpstliche Buß- und Gnadenamt, um Absolution bei Verfehlungen, deren Lösung dem Papst vorbehalten war⁸. Diese Verfehlungen aber wollten erst einmal erzählt sein, erzählt von unscheinbaren Menschen, die eigentlich nicht die geringste Chance hatten, in eine historische Quelle hineinzufinden und sich so der Nachwelt vernehmlich zu machen. Hier kommen sie nicht nur vor, sie kommen sogar zu Wort: die Überlieferungschance des kleinen Mannes liegt in seiner Schuld.

Da hören wir von einem Kleriker der Diözese Straßburg, der an der Universität Heidelberg seinen Magister gemacht und geschworen hatte, sein *biennium* (die zweijährige Lehrverpflichtung) dort abzu-

7 Vgl. R. F. Burckhardt, Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt. Bd. 2. Der Basler Münsterschatz (Kunstdenkmäler der Schweiz), Basel 1933 (Nachdruck 1982), 226-233; Bonjour, Universität Basel (wie Anm. 4), 54; L. Lambacher, Agnus Dei-Ostensorium, in: Der Basler Münsterschatz. Ausstellungskatalog, hg. vom Historischen Museum, Basel 2001, 54-59.

8 Zu Kompetenz und Arbeitsweise der Poenitentiarie insbesondere L. Schmugge/P. Hersperger/B. Wiggerhauser, Die Supplikenregister der päpstlichen Kurie aus der Zeit Pius' II., Tübingen 1996; zuletzt L. Schmugge, Ehen vor Gericht. Paare der Renaissance vor dem Papst, Berlin 2008; ebd. 11 ff. eine konzise Einführung in Institution und Aufgaben der Poenitentiarie. Die von Ludwig Schmugge und Mitarbeitern im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts in Rom veröffentlichten Suppliken (*Repertorium Poenitentiarie Germanicum*) reichen inzwischen von Eugen IV. bis Alexander VI. (1431-1503).

leisten, aber das nun doch lieber an der Universität Basel machen möchte, denn: nur dort habe er Verwandtschaft und Dienerschaft⁹. Eine für heutige Begriffe etwas außeruniversitäre Begründung – doch wenn Basler Studenten gemäß Statut von 1477 das Recht hatten, zum Rektor gewählt zu werden, dann waren das eben Studenten „mit Verwandtschaft und Dienerschaft“. Aber unser Student hatte nun einmal geschworen, und da die Kirche Zuständigkeit in allen Eidesdelikten beanspruchte, weil man im Eid ja Gott zum Zeugen anrief, musste er sich an Rom wenden – und kam so in *römische* Überlieferung, wo man nicht so leicht verloren geht wie weiter nördlich.

Oder, eindrucksvoller Beleg für die immer wieder bezeugten Animositäten zwischen Bürgerschaft und Studenten in damaligen Universitätsstädten, auch in Basel fünfzehn Jahre nach der Gründung: Ein Student, der für den Pfarrer der Martinskirche mal Wein, mal Arzneien holen sollte und dabei den Friedhof durchqueren muss, gerät mit dem Friedhofswärter aneinander, der in seinem Zorn schwört, „er werde nicht ruhen, bis er nicht ein oder zwei Studenten umgebracht hätte“ (*quod numquam desisteret [nisi] aut unum aut duos studentes interficeret*)¹⁰. Und so kommt es, nach lang erzählter Geschichte, zum tödlichen Zusammenstoß.

Nicht nur die junge Universität, auch die Stadt selbst – „der Lage nach französisch, nach Art und Sprache deutsch“¹¹ – ist mit Pius II. verbunden. Er hatte sie in jungen Jahren, während des Konzils, aus ihrem Innern kennengelernt und sogar, 1438, in einem seiner Brieftraktate beschrieben: ein „wohlgelungenes, umfassendes Stadtbild“¹².

9 Repertorium Poenitentiarie Germanicum VI (hg. v. L. Schmugge u. Mitarb., Tübingen 2005), Nr. 2856: *sed illud utilius et commodius in studio Basiliensi, ubi unicos coniunctos sanguine et alios servitores habet [complere desiderat]* (1478).

10 Ebd. Nr. 3540 (1475); dazu A. Esch, Wahre Geschichten aus dem Mittelalter. Kleine Schicksale selbst erzählt in Schreiben an den Papst, München 2010, 55 f.

11 Enea Silvio Piccolomini, Germania, a cura di M. G. Fadiga, Firenze 2009, I cap. 37.

12 B. Widmer, Enea Silvios Lob der Stadt Basel und seine Vorlagen, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 58/59 (1959), 111-138; lateinisch/deutsch in: Enea Silvio Piccolomini, Papst Pius II., Ausgewählte Texte, hg. v. B. Widmer, Basel 1960, 348-370, Neuausgabe durch A. van Heck in: Enea Silvii Piccolominei epistolarium seculare (StT 439), Città del Vaticano 2007, 86-96.

Denn seine Beschreibung Basels besteht keineswegs nur aus den üblichen Allgemeinplätzen damaligen Städtelobs, sondern enthält spezifische Aussagen, auch Kritisches: mit antiker Literatur beschäftigte man sich hier nicht (das wird sich in Basel bald ändern), Poesie und Rhetorik seien den Baslern fremd; gegen die Verhör- und Hinrichtungsprozeduren hier sei die Enthauptung geradezu eine Wohltat. Wir erfahren sogar, worauf die Baslerinnen achten, um den Männern zu gefallen¹³. Unter den zahlreichen anerkennenden Urteilen hier nur ein besonderes: Basel sei so gut mit Lebensmitteln versorgt, dass nicht einmal die Menschenansammlung des Konzils die Preise steigen lasse¹⁴. Dass nicht nur das Konzil, sondern auch der Papst zu preistreibender Menschenansammlung führt – das zu merken wird er später noch selbst Gelegenheit haben.

Die Quelle, die fortan im Mittelpunkt stehen soll – die Autobiographie der *Commentarii* – ist im Handexemplar des Papstes erhalten, in das hinein er mehreren Schreibern den Text diktieren und dann eigenhändig korrigierte, und in das er auch mit eigener Hand eintrug, darunter den freimütigen Bericht über sein Konklave¹⁵.

Die *Commentarii*, einzige Selbstdarstellung eines Papstes, beschreiben (in der dritten Person, wie Caesar in *seinen* *Commentarii*) Leben und Wirken des Papstes, im ersten der 13 Bücher auch die Zeit vor dem Pontifikat. Aus diesem ersten Buch sei eingangs vor Augen geführt, was sich in den *Commentarii* (in denen man vor allem Handlungsabläufe, Analysen der politischen und kirchenpolitischen Situation, theologische Reflexionen über das Wirken Gottes in der aktuellen Geschichte erwartet) an dargestellter Wirklichkeit findet – in einem breiten Spektrum von der Geographie über die Regierungspraxis in Stadtstaaten und kirchenpolitische Exkurse bis hin zu ganz persönlichen Episoden,

13 Widmer, Papst Pius II. (wie Anm. 12), 368.

14 Ebd. 362.

15 Bibl. Apost. Vaticana, cod. Reginen. lat. 1995, Redaktion meist Agostino Patrizi. Zu Lebzeiten noch cod. Corsinianus 147, Abschrift durch den Deutschen Johannes Gobelius auf Weisung des Papstes kurz vor seinem Tod (abgeschlossen 12. Juni 1464); blieb im Besitz der Familie bis zur Erstveröffentlichung 1584 mit der Zensurierung durch Francesco Bandini Piccolomini Erzbischof von Siena, s. u. Anm. 53. – Ich zitiere nach der ersten kritischen Ausgabe 1984 durch A. van Heck, *Pii II commentarii rerum memorabilium quae temporibus suis contigerunt*, 2 Bde. (StT 312-313), Città del Vaticano 1984. Eine deutsche Übersetzung liegt nicht vor.

aber dies alles in inniger Verbindung, indem eines das andere beleuchtet.

Charakteristisch etwa, wie er anlässlich einer Schottland-Reise (die er, nun Sekretär des Kardinals Niccolò Albergati, im Rahmen von dessen Vermittlungsversuchen zu machen hatte), das Land und seine Reise beschreibt. Zunächst Länderkunde (Schottland nach Lage, Größe, Fauna, Flora, Produktivität) – aber dann immer gleich die Menschen. Und nicht: ‚die Menschen hier sind gutartig, wenn man sie nicht reizt‘ und ähnliche Trivialitäten mancher Reiseberichte, sondern spezifische Aussagen, hier etwa: „Nichts hören die Schotten lieber, als wenn man schlecht über die Engländer spricht“ (*nihil Scotos audire libentius quam vituperationes Anglorum*). Oder über die Frauen: „Der Kuss von Frauen gilt dort weniger als in Italien Händeschütteln“ (*basationes feminarum minoris illic esse quam manus in Italia tractationes*)¹⁶. Und dann, wie er selbst diese Menschen im Umgang erlebt hat, sozusagen ein Gruppenbild mit Enea am Schluss seiner Länderkunde. So erlebt er in einem schottischen Dorf die seltsame Sitte, dass sich ihm – *ex more regionis*, das sei des Landes so der Brauch – zwei Mädchen für die Nacht anbieten. So weit mag er in seiner Erkundung des Landes nun doch nicht gehen, und er bricht mit der Bemerkung ab: „So blieb Enea allein zwischen Kühen und Ziegen, die ihn überhaupt nicht schlafen ließen, weil sie aus seinem Lager verstohlen Stroh zupften“ (*mansit igitur solus inter vaccas et capras, que furtim paleas ex strato suo rapientes haudquaquam dormire eum sinebant*)¹⁷. Eine der zahlreichen Episoden, die man in den *Commentarii* eines Papstes nicht unbedingt erwartet, und die bei der Veröffentlichung 1584 denn auch gestrichen wurden¹⁸.

Oder seine Beschreibung des Sarntals in Südtirol, als er dort eine Pfründe erhält. Wieder: Lage, Landschaftsrelief, Naturbedingungen, dann: aber was machen die Menschen in einem Hochtal, das monatelang unter Schnee liegt? Würfel spielen, Schach spielen, und Schreinerarbeiten, die sie – aber erst wenn der Schnee weg ist – in Bozen und Trient verkaufen. Und was tun mit den Toten, die sich bei solchem Schnee und Frost ja schwer zum Friedhof schaffen und unter die Erde bringen lassen? „Die Leichen der im Winter Verstorbenen deponieren

16 *Commentarii* I 6 (S. 46).

17 Ebd. I 6 (S. 48).

18 Streichungen s. u. Anm. 53.

sie im Freien und bewahren sie [so] tiefgefroren bis zum Sommer auf (*corpora ... sub divo reponunt atque astricta gelu in estatem servant*). Dann macht der Priester die Runde durch die Pfarrei und führt, die Abschiedsworte sprechend, in langem Trauerzug gleich mehrere Leichen auf einmal zum Friedhof, und die Angehörigen folgen dem Leichenzug ohne Tränen (*siccis genis*)“, weil der Tod ihrer Lieben ja schon einige Monate her ist¹⁹.

So viel, um den Ton, die Ungezwungenheit, ja Ungeniertheit der *Commentarii* vorzuführen. Aber wir wollen die *Commentarii* im Folgenden nicht nacherzählen, sondern im Gegenteil andere Quellen (vom kritischen Kammerdiener-Brief bis zur Küchenrechnung) dagegentreiben, um im Vergleich von Selbstaussage und Fremdaussage dem Bild seiner Persönlichkeit mehr Relief, mehr Schattenwirkung zu geben.

Wenn man einen besonders charakteristischen Zug hervorheben wollte, der den Text und seinen Autor kennzeichnet, so ist das die eigenwillige Auswahl und der eigentümliche Argumentationsstil: ganz undoktrinär, souverän subjektiv in Auswahl und Arrangement der Argumente, überhaupt eine sehr persönliche Art, politische Situationen und Entscheidungen fast ohne juristische Begründungen darzustellen²⁰.

Etwa in der Schilderung des Kongresses von Mantua, den der Papst einberufen hatte, um die europäischen Fürsten in langen Verhandlungen (aus Mantua ist ja auch die Basler Gründungsbulle datiert) zur Teilnahme am Türkenkreuzzug zu bewegen²¹. Eine Darstellung, die das ganze dritte Buch der *Commentarii* füllt: nicht eine nüchterne Analyse von Kräfteverhältnissen und Rechtsansprüchen, sondern eine sehr persönliche Schilderung des Ablaufs. Wie die Stimmung im Kardinalskolleg umschlägt, als die Vertreter der großen Mächte nicht sogleich eintreffen (jetzt heiße es plötzlich: was hat der nur für einen Konzilsort ausgesucht, so ein Klima, so ein Wein! Nichts tat sich, „nur die Frösche

19 *Commentarii* I 12 (S. 56 f.).

20 Esch, Herrschaftspraxis (wie Anm. 1), 118 f.; am Beispiel seiner Darstellung des Kongresses von Mantua 121 ff.

21 Zum Kongress von Mantua zuletzt: Il sogno di Pio II e il viaggio da Roma a Mantova. Atti del Convegno internaz. Mantova, 13-15 aprile 2000, a cura di A. Calzona/F. P. Fiore/A. Tenenti/C. Vasoli, Firenze 2003.

hörte man quaken“, *nihil audiri nisi ranas*²²); wie das Auftreten der einzelnen Gesandtschaften wirkt, zögernd die Deutschen, die erst noch zwei Reichstage abhalten wollen; selbstbewusst und fordernd die Franzosen. Und was sie alles an Vorbedingungen stellen, bevor sie irgendetwas zusagen wollen, kurz, wie die Probleme miteinander verkettet sind oder absichtsvoll miteinander verkettet werden – erst wenn Du mir hier entgegenkommst, nur wenn Du mir da etwas zugestehst und womöglich noch eine Kardinalsernennung dazulegst, dann können wir vielleicht einmal darüber sprechen.

Und wie und durch wen diese Forderungen zur Sprache gebracht wurden, und wie darauf zu antworten war, das wird in den *Commentarii* nie fehlen. Die Probleme haben gewissermaßen alle ein menschliches Gesicht, treten nicht so sehr in Form von Konzepten und Fakten auf, sondern in Gestalt von Menschen, mit denen man argumentieren muss.

Und da Pius sich im Argumentieren überlegen weiß, ist auch viel Eitelkeit dabei. So wenn er erzählt, wie er mit einer einzigen, zweistündigen Rede, entworfen im Laufe einer Nacht, die völlig misslungene Rede eines anderen austach und so auf dem Basler Konzil bekannt wurde²³. Die *Commentarii* lassen eben auch erkennen, wie er gesehen sein wollte. So fällt auf, wie nachdrücklich er darin seinen persönlichen Führungsstil kennzeichnet: dass er sehr wohl die Renitenz bemerke, mit der man im Behördenalltag des Hofes die Willensentscheidungen des Papstes hinhalte und behindere; dass er sehr wohl die Präpotenz spüre, die sich hohe Prälaten ihm gegenüber herausnahmen (etwa die mächtigen französischen Kardinäle wie Jean Jouffroy, dem er ein besonders ausführliches und gehässiges Porträt widmet: widerwärtiger Intrigant und lächerlicher Halbgebildeter, der im Jähzorn mit Tellern werfe)²⁴, und wie er es ihnen manchmal gezeigt habe. Und dass er andere wie den untadeligen, sensiblen Nikolaus von Kues ganz anders behandelte, und auch das habe Wirkung gezeigt: denn Nikolaus von Kues ging hinaus und weinte bitterlich²⁵.

22 *Commentarii* III 2 (S. 175).

23 Ebd. I 8 (S. 50).

24 Ebd. XII 36 (S. 779-784). Zur Person C. Märtl, Kardinal Jean Jouffroy († 1473). Leben und Werk, Sigmaringen 1996.

25 *Commentarii* VII 9 (S. 446). Zur Selbstdarstellung des Führungsstils Esch, Herrschaftspraxis (wie Anm. 1), 131 f.

Tatsächlich hat Pius die Kardinäle – wie aus den *Commentarii* hervortritt – an vielem beteiligt, zu vielem herangezogen, freilich auf seine Weise: Sie müssen auf Reisen, statt im nächsten bischöflichen Palast zu speisen, mit dem Papst zu frugalem Picknick am Bach lagern (bis es einem französischen Kardinal zuviel wird); müssen in selbstfinanziertem Ideenwettbewerb vor den kritischen Augen dieses geschmacks-sicheren Papstes die Fronleichnamsprozession in Viterbo ausgestalten; müssen in Pienza, dem kleinen umgestalteten Geburtsort des Papstes, Paläste bauen, obwohl sie doch in Rom bauen wollen und genau wissen, dass sie nach dem Tod des Papstes dieses Nest Pienza nie mehr betreten werden! Aber er wusste Terror zu machen, wie wir (nicht aus den *Commentarii*, da ist alles eitel Zustimmung, aber) aus Kardinals-briefen wissen²⁶.

Dabei standen seine eigenen Personalentscheidungen in seltsamem Kontrast zu seinen erklärten Grundsätzen. Familienangehörige und Sienesen hat er fürsorglich gefördert (wie man Nepotismus vornehm umschreiben könnte) wie wenige andere Päpste (15% aller Ernennungen sind Nepoten oder Sienesen)²⁷, und man wünschte sich in den *Commentarii* seine Nepoten einmal kühl von seiner spitzen Feder porträtiert zu sehen, als seien es *nicht* die eigenen.

Auch sein Verhältnis zu den – aufsässigen und ungeliebten – Römern (um hier nur den engsten Kreis um den Hof hinzuzunehmen) wird in den *Commentarii* angesprochen und mit der Rede umschrieben, die Pius, nach langer Abwesenheit auf dem Kongress von Mantua, bei seiner Rückkehr im Herbst 1460 an die Römer richtete. Dabei hielt er sich wieder viel auf die Wahrheiten zugute, die er ihnen ins Gesicht sagte, indem er den Römern beispielsweise die wirtschaftlichen Vorteile vorrechnete, die ihnen die Anwesenheit der Kurie einbringe: hohe Mieterträge aus dem Hausbesitz, reicher Zustrom von Geldern und Gütern aus aller Welt, und vieles andere²⁸.

26 Ebd. 135 ff.

27 W. Reinhard, Papa Pius. Prolegomena zu einer Sozialgeschichte des Papsttums, in: Von Konstanz nach Trient. Festschrift A. Franzen, München 1972, 261-299; R. B. Hilary, The Nepotism of Pope Pius II, 1458-1464, in: Catholic Historical Review 64 (1978), 33 ff.

28 *Commentarii* IV 38 (S. 292): *domus vestre pensiones vobis uberes pendent...*, [papa] *toto ex orbe ad vos divitias affert*.

Auch diese Behauptung in den *Commentarii* lässt sich von außen durch andere Quellen verifizieren. Tatsächlich enthalten damalige römische Mietverträge bisweilen die Klausel, bei Abwesenheit des Papstes aus Rom sei der Mietzins um ein Drittel oder mehr herabzusetzen (heutige römische Mietverträge enthalten einen solchen Passus leider nicht mehr). Und tatsächlich lässt sich aus den Zehntausenden von Einträgen der römischen Zollregister errechnen, dass bei längerer Abwesenheit des Papstes (und gerade bei Pius II. gut zu beobachten) das Importvolumen drastisch sinkt, auch die Zahl der in den Tiber einlaufenden Schiffe spürbar zurückgeht, wieder um ein Drittel oder mehr, also um die gleiche Marge wie sie die Mietverträge vorsahen²⁹. Daraus lässt sich folgern, dass man, als Erfahrungswert, eine recht genaue Vorstellung davon hatte, was die Anwesenheit des Papstes ökonomisch für einen Stellenwert habe – und dass man die Andeutung Pius' II., die ja zugleich eine Anmahnung zu entsprechendem Wohlverhalten war, ohne weiteres begriff.

Man darf bei den *Commentarii* nicht übersehen, dass die vielzierten „literarischen“ Partien – die ausführlichen Schilderungen von Prozessionen und Wettkämpfen, die Beschreibung von Fernblicken und Talhängen, die Städtebilder, die länderkundlichen Exkurse – in dichter Gemengelage stehen mit der Darstellung der aktuellen politischen Probleme, mit denen der Papst gerade zu tun hatte; dass solche gern herausgegriffenen Episoden mitten aus dem Alltag politischer Entscheidungen wachsen, der dem Leser vielleicht weniger wichtig ist als er dem Autor war (wir Historiker zerlegen Menschen und Wirklichkeiten gern in einzelne Stränge, und die werden dann einzeln behandelt, einzeln als Dissertationsthemen vergeben – es geht ja auch nicht anders, aber wir sollten wenigstens wissen, was wir damit tun)³⁰. Für Pius waren das drängende Probleme, und als solche erscheinen sie, ohne säuberlich von literarischer Schilderung getrennt zu werden, in den *Commentarii*, etwa: Wie weit soll ich dem französischen König entgegenkommen, der zu allem fähig ist, sogar zur Androhung eines

29 Im einzelnen A. Esch, *Economia, cultura materiale ed arte nella Roma del Rinascimento. Studi sui registri doganali romani 1445-1485* (RR inedita, 36 saggi), Roma 2007, 97-102 (Mietverträge: 98).

30 Dazu die Überlegungen in A. Esch, *Alltag der Entscheidung. Beiträge zur Geschichte der Schweiz an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, Bern 1998, 12 f., 48, 67 u. ö.

Schismas? Wie halte ich es mit der Thronfolgefrage im nahen Neapel? Was werden die Römer tun? (Nur wir wissen, dass die Römer da nicht mehr viel zustande bringen werden, dass erst 1848 wieder ein Papst aus Rom fliehen muss). Vor allem: wie blockiere ich die Forderungen nach einem weiteren Konzil? Wie setze ich, nach der Eroberung von Konstantinopel, endlich den Türkenkreuzzug in Gang und bringe die Venezianer, diese Imperialisten („nicht Jesus wollen die, sondern die Peloponnes“³¹), dazu, eine Flotte zu stellen?

Man lese die Briefe des mailändischen Gesandten, der mal die Ausflüge beschreibt, mal die Aussprachen unter vier Augen, in denen er den Papst, angesichts der drängenden Probleme, in verzweifelter Stimmung erlebt, verzagter als der das je in den *Commentarii* dargestellt hätte³². Probleme, die er als humanistischer Traktateschreiber locker heruntergeschrieben hatte: nun umstellten sie ihn als Papst.

Das Selbstbildnis, das aus den *Commentarii* in vielen Strichen – beabsichtigten und unbeabsichtigten – vor uns ersteht, lässt sich in der Kürze eines Vortrags nur in Umrissen andeuten. Aber wenigstens ein Zug sei aus diesem Bilde noch herausgeholt, da er schon den Zeitgenossen auffiel und dem Historiker kennzeichnend scheint für die neue Zeit, die Enea Silvio vertritt: sein Naturgefühl, seine Liebe zur Landschaft.

Die *Commentarii* sind voll von solchen Schilderungen: Fernblicke über weites Land – aber nicht irgendeine Idealvedute, sondern topographisch exakt beschriebene Landschaft: die dabei erwähnten Monumente, Einsiedeleien, Wälder sind nicht vage Landschafts-Requisiten, sondern alle identifizierbar. Nahblicke auf blühende Büsche und Bäume – aber nicht irgendein poetisches Grün, sondern der Kirschgarten in Viterbo, Apfel- und Birnbaum am Nemi-See, die Riesenkastanien des Monte Amiata. Und unter den Bäumen nicht der gutartige Hirte und der fröhliche Landmann, sondern der Bauer der ihm Milch gereicht, die Kardinäle die er zum Konsistorium unter Bäumen einberufen, die Beamten die er zur *Segnatura*, zur Geschäftssitzung im Grünen einbestellt hat: Pflicht und Neigung, alles im Freien.

Etwa der Blick vom Monte Cavo: „Die Seen von Nemi und von Albano waren so deutlich wahrzunehmen, als säße man auf ihrem

31 *Commentarii* XII 30 (S. 762).

32 Esch, Herrschaftspraxis (wie Anm. 1), 123-125.

Rand; man konnte von da genau ihre Größe und Form erkennen und auch den Raum dazwischen, der in dieser Jahreszeit, bedeckt von Laubwald und grünendem Gras, bunte und heitere Farben zeigte. Am schönsten aber war der Ginster, der in seiner Blüte einen großen Teil der Felder überzog.³³ Die gelben Flächen blühenden Ginsters, die er beschreibt, die blauen Felder blühenden Flachses: das ist bei ihm nicht Arkadien, sondern wirklich Latium (und es wird auch gleich hinzugefügt, nach welcher Methode man hier Flachs verarbeitet³⁴); kein Arkadien, und kein Goldenes Zeitalter, denn durch diese Landschaftsimpressionen ziehen bei ihm die Condottieri, zieht die Pest.

Und immer wieder die Beschreibung lebendigen, fließenden Wassers³⁵, etwa: „Man kann kaum sagen, wie viele Bäche glitzernd in den Aniene herabfließen, wie viel Wasser unaufhörlich auf beiden Seiten des Flusses hervorquillt. Doch unterhalb von Agosta kommt soviel Wasser mit Gewalt aus dem lebenden Fels hervor, wie es vier oder mehr Mühlen zu unaufhörlichem Antrieb brauchen. Der Quellbach erstreckt sich zwischen den Steinen über eine ganze Fläche, nicht tiefer als ein Mensch hoch ist. Sein Boden glänzt von Kieseln, die sich wegen der einzelnen Strömungen nicht ohne sanftes Murmeln immer wieder bewegen. Das Wasser ist kristallklar, durchsichtig bis auf den Grund, kühl und wohlschmeckend.“³⁶

Also der Aniene an seinem Oberlauf, der Fiora an seiner Quelle, und Bäche irgendwo am Wege. Landschaft mit allen Sinnen aufgenommen. Und sogar die in der Landschaft angetroffenen antiken Monumente, die wahrzunehmen und zu beschreiben für einen Humanisten sozusagen obligatorisch war, werden nicht isoliert, nicht rein antiquarisch betrachtet, sondern in ihrer natürlichen Umgebung: das römische Grabmal, wie es vom Feigenbaum auseinandergesprengt wird; das römische Felsrelief von Efeu verhangen, aber unter diesem Blättervorhang beschrieben; das Pflaster der Via Appia, und wie der Schatten von Bäumen darauf liegt³⁷. Eine Empfänglichkeit für das

33 *Commentarii* XI 22 (S. 709 f.).

34 Ebd. VIII 6 (S. 496 f.).

35 Diese Vorliebe hebt auch sein Biograph Giovanantonio Campano ausdrücklich hervor: Vita Pii II, a cura di G. C. Zimolo, in: L. A. Muratori (RIS III 3), Bologna 1964, 61, 62.

36 *Commentarii* VI 20 (S. 406).

37 Ebd. XI 22 (S. 704, 708, 705).

Ensemble von Natur und Antike, die damals noch ungewöhnlich ist. Und man bedenke: diese überwucherten Ruinen wollten ja alle erst als römisch erkannt und dann identifiziert sein, noch ohne Realencyclopädie, ohne *Corpus Inscriptionum Latinarum*, ohne *guide archeologique*³⁸!

Man hat in seinen Natur- und Landschaftsschilderungen (und wie könnte das bei einem Humanisten anders sein) zahlreiche Klassikerzitate festgestellt (meist Vergil)³⁹, in die er eine Beobachtung, ein Urteil, eine Empfindung kleidete. In solchen Fällen liegt die Versuchung nahe, dem Autor mit der Formulierung zugleich auch die darin gefasste Empfindung abzusprechen, ja vielleicht sogar die beschriebene Erfahrung mit der Landschaft, so als habe er, gemütlich im päpstlichen Garten sitzend und in antiken Autoren blättern⁴⁰, seine Ausflüge sozusagen am Schreibtisch gemacht. Aber nein: die in den *Commentarii* geschilderten Exkursionen, die Picknicks draußen am Bach, das Eindringen in unwegsames Gelände (mit all den Qualen des Gichtkranken, anfangs zu Pferde, später in schwankender, eigens konstruierter Pferdesänfte)⁴¹ – all das hat tatsächlich so stattgefunden, wie sich aus anderen, begleitenden Quellen ersehen lässt.

Dass diese Zuwendung zur Landschaft, die uns auch in der Malerei der Zeit entgegentritt, etwas Neues ist⁴², eine Lust des Schauens mit

38 A. Esch, Wahrnehmung antiker Überreste im Mittelalter, in: Wissensästhetik. Wissen über die Antike in ästhetischer Vermittlung, hg. von E. Osterkamp (Transformationen der Antike 6), Berlin 2008, 3–39.

39 Im Einzelnen nachgewiesen in der Edition von van Heck.

40 „Jedes Geschehen dieser schönen Zeit [auf dem Monte Amiata] erlebt er in erster Linie aus der Realität der klassischen Literatur“: N. Seeber, Enea Vergilianus. Vergilisches in den „Kommentaren“ des Enea Silvio Piccolomini, Innsbruck 1997, 68.

41 C. Märkl, Alltag an der Kurie. Papst Pius II. (1458–1464) im Spiegel zeitgenössischer Berichte, in: Pius II ‘el più expeditivo pontifice’. Selected Studies on Aeneas Silvius Piccolomini (1405–1464), ed. by Z. van Martels/A. Vanderjagt, Leiden 2003, 107–145, hier: 140.

42 Zuletzt etwa K. Stierle, Spectaculum. Der Blick auf die Welt bei Petrarca und Jan van Eyck, in: Der stumme Diskurs der Bilder. Reflexionsformen des Ästhetischen in der Kunst der frühen Neuzeit, hg. v. V. von Rosen/K. Krüger/R. Preimesberger, Berlin 2003, 119–138; B. Toscano, Il Perugino e la scoperta umanistica del paesaggio, in: P. Vannucci *il Perugino*. Atti del Convegno internaz. di studio 25–28 ott. 2000, a cura di L. Teza, Perugia 2004, 403–409; La percezione del paesaggio nel Rinascimento, a cura di A. M. Scanu, Bologna

den eigenen Sinnen auch ohne transzendenten Bezug, darüber hat, zu Pius, schon Jacob Burckhardt Gutes gesagt⁴³. Bisweilen begegnet man der Auffassung, von Naturempfinden und Landschaftserleben könne man eigentlich erst im Zeitalter der Romantik sprechen. Das ist gewiss nicht richtig und setzt Maßstäbe absolut, an denen Italiener sich nicht messen lassen. Natürlich füllen sich die Begriffe anders: die *Einsamkeit* der Landschaft hat Pius gewiss nicht gesucht. Wenn wir heute einen Waldrand entlang wandern und in der Ferne einen anderen Menschen sehen, dann sagen wir womöglich: ‚Kann man denn nicht mal hier allein sein!‘ Ein Italiener wird so etwas nie sagen, damals nicht und heute nicht – und Pius war Italiener.

Der Frage, wie sich die in den *Commentarii* so lebhaft geschilderten Ausflüge und Picknicks im Grünen abgespielt haben und ob sie überhaupt stattgefunden haben und nicht Bukolik vom Schreibtisch sind, lässt sich nur beikommen, indem man andere Quellen heranzieht: die Aussagen derer, die den Papst bei seinen Ausflügen begleiten durften oder begleiten mussten.

An solchen Quellen ist kein Mangel; entsprechende Zeugnisse finden sich, wie früh erkannt worden ist⁴⁴, in den unterschiedlichsten Quellengattungen: vom Bericht des Gesandten, der zur Teilnahme aufgefordert wird, über den Brief des jungen Kardinals, der darüber stolz an seine Eltern schreibt, bis hin zu dünnen Rechnungseinträgen. Da sehen wir sogar, wie viel die Fackeln kosteten, in deren Schein der Papst noch nachts den nächsten Picknick-Platz erkunden lässt: „Für eine Fackel, um nachts zu dem Brunnen zu gehen..., wo Unser Herr sein Essen einnehmen wird“; sehen sogar, wie viel Geschirr bei diesem – beim Küchenpersonal wenig geliebten – Hin- und Herziehen zerbrach⁴⁵.

2004; A. Esch, Das Erlebnis der Landschaft bei Enea Silvio Piccolomini/Pius II, in: ‚Landschaft‘ im Mittelalter – Augenschein und Literatur (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung, 16.1), hg. v. J. Pfeiffer, Berlin 2011 (im Druck).

43 J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien IV 3 (KTA 53), Stuttgart 1952, 282.

44 Schon Ludwig Pastor zog zu Pius II. in seiner Papstgeschichte und dem begleitenden Dokumentenband zahlreiche Gesandtenberichte heran.

45 C. Märkl, Humanistische Kochkunst und kuriale Ernährungsgewohnheiten um die Mitte des 15. Jahrhunderts, in: Herrschaft und Kirche im Mittelalter. Gedenksymposium Norbert Kamp, Braunschweig 2001, 60; Fackeln: Esch, Landschaften (wie Anm. 1), 38, Faksimile des Eintrags.

Dass Pius auch auf Ausflügen noch Geschäftssitzungen unter freiem Himmel einschob und etwa bei einem Ausflug auf dem Monte Amiata noch vor dem Essen bei einer Einsiedelei an einer Quelle einige Schriftstücke unterschreiben wollte, wie er in den *Commentarii* behauptet, klingt vollends wie erdichtet zum Zwecke der Selbststilisierung. Aber nein: sucht man unter diesem Datum die damals bewilligten Gesuche in den Registern auf, findet man als Datumszeile tatsächlich: „Gegeben bei der Einsiedelei an der Quelle des Vivo am 20. Juli 1462“. Oder „Am Flusse Paglia unterhalb von Radicofani“, und andere Bewilligungen aus freier Landschaft⁴⁶. Und wem selbst amtliche Datierung und Lokalisierung solcher Schriftstücke noch nicht als Beweis genügt: sein kurzer Ausflug nach Subiaco ist sogar dokumentiert durch Graffiti an den Wänden des Klosters Sacro Speco: „1461, 16. September, Papst Pius war hier“, vom Gefolge zweimal mitten in die Fresken geritzt⁴⁷! Unverdächtiger kann ein von ihm beschriebener Besuch nun wirklich nicht belegt werden.

Am ergiebigsten aber sind die Briefe, da sie, über das Faktum des Ausflugs hinaus, auch Urteile, ja Stimmungen geben können. Die meisten Briefe aus der näheren Umgebung des Papstes haben sich im Archivio Gonzaga in Mantua erhalten: Briefe aus dem Gefolge des jungen Kardinals Francesco Gonzaga, den Pius gern um sich hatte⁴⁸ (doch sind hier auch Briefe aus den Archiven von Mailand, Modena, Siena herangezogen). Dass sie nur zustimmend wären, wird man von Anfang an nicht erwarten. Solche Exkursionen ins Gelände waren für Prälaten und Höflinge doch etwas ungewöhnlich, und da der Fürst die Termine bestimmt, ging es hinaus ins Freie, wenn er dazu aufgelegt war und nicht der Höfling. Man mache sich im Übrigen die Belastung derer klar, die einen solchen Landschaftsgenuss praktisch zu organisieren hatten. Es war gewiss nicht einfach, bei einem Ausflug in unge-

⁴⁶ Ebd. 39 f.

⁴⁷ Abgebildet ebd. 24 (bei systematischer Suche würden unter den zahlreichen Graffiti dort vielleicht noch weitere zum 16. September zutage treten).

⁴⁸ Ausgewertet vor allem bei D. S. Chambers, *The Housing Problems of Cardinal Francesco Gonzaga*, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 39 (1976), 21-58; Märkl, *Alltag* (wie Anm. 41); Esch, *Landschaften* (wie Anm. 1), 25 ff. Zu Kardinal Francesco Gonzaga D. S. Chambers, *A Renaissance Cardinal and His Wordly Goods. The Will and Inventory of Francesco Gonzaga, 1444-1483* (Warburg Institute. Surveys and Texts 20), London 1992.

bahntem Bergwald auf 1000 m Höhe Akten und Tinte parat zu halten. Oder in abgelegenen Gegenden Latiums und der Toskana angemessenes Quartier zu besorgen: nicht nur für den Papst, der an anspruchslosem Leben demonstrativ seinen Spaß hatte (und vergnügt beschreibt, wie in seinem alten Kloster nachts „Ratten groß wie Kaninchen“ umherhuschten⁴⁹), sondern Quartier auch für anspruchsvolle Kardinäle mit ihren Haushalten (den einen in diesem Kloster, den andern 10 km weiter im nächsten Kloster unterzubringen); oder zumutbares Quartier für einflussreiche Beamte und ihre Behörden zu beschaffen, für auswärtige Gesandte usw.⁵⁰ Ich weiß schon gar nicht mehr, wo meine Sachen und meine Leute sind, schreibt ein Kardinal: einiges ist in Rom, einiges in Viterbo, in Foiano, in Sant’Anna in Camprena. Ähnliche Klagen finden sich in vielen Briefen.

Man sage also bei Pius’ Beschreibungen nicht: da macht er wohl aus einem Palast eine Hirtenhütte, das hat er aus Seneca. Man lese die entrüsteten Bemerkungen des Gefolges, um zu erkennen, dass es wirklich kein Palast war. Und dieser weitverstreute Hofstaat da draußen wollte alltäglich versorgt werden, ohne dass man auf einen städtischen Markt rekurrieren konnte. Kurz: sein Naturgefühl auszuleben, hatte logistische Probleme – für andere.

Dass der Papst auf Reisen war, unterwegs zu einer Synode, zu einem König oder gar auf der Flucht, das hatte es immer schon gegeben. Aber dass der Hof (in reduzierter Form natürlich) monatelang von diesem Papst sozusagen mutwillig durch die Gegend gezogen wurde, nur damit Pius seine Fernblicke und seine Wasserfreuden hatte, das mochten viele nicht einsehen. Aber der Papst ließ sich davon nicht beeindrucken: das Leben mit der Landschaft bedeutete ihm viel, wie schon der auffallend breite Raum zeigt, den er in seiner Selbstdarstellung solcher Schilderung von Villeggiaturen und Ausflügen gibt.

Bemerkenswert ist nun aber auch die Zustimmung, die aus einigen Briefen spricht. „Man aß ... auf einer Wiese bei einem Flüsschen, denn an solchen Plätzen hat der Papst seine Freude“ (*de simel luochi molto se delecta Nostro Signore*). Oder: „An diesem Tag aß man bei einer Quelle mitten im Wald, und nach dem Essen schlief man in diesem Schatten

49 *Commentarii* V 27 (S. 347).

50 Im einzelnen Esch, Landschaften (wie Anm. 1), 54-65.

auf dem Gras, das schön frisch und feucht war“ (*se dormì a quelle ombre suso l'erba ben fresca e bagnata*)⁵¹.

Oder aus der Sommerfrische in den Bergwäldern droben auf dem Monte Amiata – von Pius selbst aufs schönste in den *Commentarii* geschildert – schreibt der Hausverwalter des Kardinals Gonzaga: „Ich glaube, es gibt in Italien keinen schöneren Platz. Kaum ist man aus der Tür heraus, betritt man einen Kastanienwald, der mehr als sechs Meilen lang nicht aufhört. Die Bäume sind so hoch wie man überhaupt sehen kann... Der Waldboden ist grasbewachsen und sauber wie eine gemähte Wiese (*de sotto la terra herbosa, pollita como uno prato secato*). Viele klare Quellbäche fließen da, es weht immer ein Lüftchen durch diesen Wald, so dass man keine Hitze spürt.“⁵² Sich so mit der Landschaft einzulassen – nicht im Garten, sondern im Gelände –, überzeugender konnte seinen Begleitern nicht begreiflich gemacht werden, wie viel ihm das Verweilen in der Landschaft bedeutete.

Diese Briefe seien auch deshalb herangezogen, weil die Diskussion über die Entstehung eines neuen Naturgefühls und einer neuen Landschaftsauffassung im Vorfeld der Renaissance meist von hochliterarischen Texten (Petrarca) ausgeht – was gewiss richtig ist, von diesem hohen Podest aber doch auch hinunterfinden muss auf eine weniger literarische Ebene und in eine größere Breite, sonst wird nicht das Naturgefühl einer *Zeit* daraus.

Um die Eigentümlichkeit der *Commentarii* und ihres Autors noch deutlicher zu erfassen, sei endlich noch aus gänzlich anderer Perspektive auf den Text geblickt: mit den Augen des Zensors, der, aus dem Geist der Gegenreformation, der katholischen Reform, für den Erstdruck von 1584 den Text kritisch durchsah und alle Stellen entfernte, die dem neuen, nachtridentinischen Normbild des Papstes nicht entsprachen und dem gläubigen Leser darum nicht zugemutet werden sollten⁵³. Es ist also – um sozusagen die Versuchsanordnung zu be-

51 Ebd. 66 f.

52 Chambers, *Housing Problems* (wie Anm. 48), App. Nr. 10.

53 Die erstmals von Giuseppe Cugnoni 1883 separat edierten Streichungen von 1584 sind in die jetzigen Ausgaben integriert und durch Kursivdruck kenntlich gemacht. Zu den Zensurierungen S. Honegger Chiari, *L'edizione del 1584 dei "Commentarii" di Pio II e la duplice revisione di Francesco Bandini (Analisi del libro primo)*, in: *Archivio storico italiano* 149 (1991), 585-612; A. Esch, *Conclusioni per la storiografia*, in: *Accademia Nazionale dei Lincei/Con-*

schreiben –, als legten wir die Schablone des Papstes, wie er nachtridentinisch zu sein hatte, auf die Konturen dieses Frührenaissance-Papstes, wie er in seiner Selbstdarstellung war, und schnitten alles weg, was über die Schablone hinausragt.

Und das ist bei Pius viel. Was da abfällt, ist oft gerade das Frische, Originelle, Frührenaissancehafte, Unorthodoxe. Weggeschnitten wird natürlich fast der ganze Bericht über sein Konklave mit den bissigen Porträts seiner Mitbewerber und ihren misslungenen Wahlmanipulationen, etwa wie Kardinal Guillaume d'Estouteville, aussichtsreicher Mitbewerber, bei anderen Kardinälen Stimmung gegen den Piccolomini macht: „Was findest Du an Enea, dass Du ihn für würdig hältst Papst zu werden? Willst Du uns einen Lahmen und Armen zum Papst geben? ... Er kam erst kürzlich aus Deutschland⁵⁴, wir kennen ihn gar nicht. Vielleicht will er auch die Kurie dorthin verlegen. Und was er schreibt! Sollen wir einen Dichter auf den Stuhl Petri setzen?“⁵⁵ Dann die Stimmabgabe, unter den Stimmenzählern jener d'Estouteville, jetzt „bleich und zitternd“ vor Erwartung. „Dann lasen sie laut die Stimmzettel vor, einen nach dem andern..., und es gab keinen Kardinal, der sich nicht gleichfalls die Namen notiert hätte, damit kein Wahlbetrug (*machinatio*) geschehen könnte. Das erwies sich als gut für Enea, denn als die Stimmen ausgezählt wurden und der vorlesende d'Estouteville verkündete, Enea habe acht Stimmen bekommen (und alle anderen nichts sagten, weil es ja zum Schaden eines anderen war), ließ sich Enea nicht übervorteilen und sagte dem Stimmenzähler: ‚Schau dir die Stimmzettel besser an, ich habe nämlich neun Stimmen.‘ Die anderen stimmten ihm zu. D'Estouteville sagte gar nichts, als habe er sich bloß geirrt.“⁵⁶

Gestrichen wird viel, gestrichen werden sogar, aus der Beute des Feldzugs gegen L'Aquila, die 20.000 Hühner: das war nicht erhaben genug, ein päpstliches Heer erbeutet nur Großvieh (die Kühe lässt der Zensor stehen, die dürfen weiter erbeutet werden)⁵⁷. Und sogar in den Ausflugszenen wird herumgestrichen: dass an der Tibermündung die

gregazione per la Dottrina della Fede, L'apertura degli Archivi del Sant'Uffizio Romano (Atti dei Convegni Lincei 142), Roma 1998, 88 f.

54 Gemeint: aus Basel, oder: vom kaiserlichen Hof.

55 *Commentarii* I 36 (S. 99).

56 Ebd. (S. 103 f.).

57 Ebd. V 29 (S. 348 f.).

Ausflugsgesellschaft darüber wettete, ob ein von Ferne gesichtetes Bauwerk diesseits oder jenseits des Flusses liege – raus damit, mit solchen Banalitäten hat sich ein Papst nicht abzugeben⁵⁸. Und vieles andere mehr. Aber man kann ihn gar nicht so beschneiden, dass er unkenntlich würde. Doch auch der ungekürzte Pius ist ein römischer Papst, und wir Protestanten dürfen nicht so tun, als hätten *wir* ihn gewählt.

Noch einmal: Sein eigentliches inneres Problem war, seinen Sinneswandel glaubhaft zu machen, den Weg vom republikanisch (sozusagen „modern“, „progressiv“) argumentierenden Publizisten zum monarchisch agierenden Papst; vom Konziliarismus zur Restauration; vom Sekretär des Konzilspapstes zum römischen Papst, der an seiner absoluten Stellung nicht deuteln lässt – oder wie er es in der sogenannten Retraktionsbulle *In minoribus agentes* (dem ‚Widerruf‘, dem Widerruf seiner selbst!) 1463 auf die Formel brachte: „Verwerft Enea, haltet Euch an Pius“, *Aeneam rejicite, Pium respicite*. Dieser Wandel ist glaubhaft – was nicht ausschließt, glücklicherweise nicht ausschließt, dass er auch als Pius noch irgendwo Enea geblieben ist. Erst beides zusammen ergibt den Menschen, von dem Jacob Burckhardt gesagt hat, „dass wenige andere dem Normalmenschen der Frührenaissance so nahe kommen“ wie er⁵⁹.

58 Ebd. XI 19 (S. 695 f.).

59 Burckhardt, Kultur der Renaissance (wie Anm. 43), 280.

Basel in der europäischen Universitätslandschaft um 1500

VON RAINER CHRISTOPH SCHWINGES

Der vorliegende Beitrag gliedert sich in drei Teile: In einem systematischen Überblick geht es zunächst um Universitätsgründungen, mit besonderem Blick auf die zentraleuropäische Universitätslandschaft des Römisch-deutschen Reiches, der die Basler Gründung damals angehörte (1.). Der zweite Teil befasst sich vor allem mit den wirtschaftlichen Aspekten von Universitätsgründungen. Sie standen in Basel 1460 ganz eindeutig im Vordergrund. Leitfragen sind dabei zum einen: Was kostete eine Universität bzw. was musste man investieren (2.), zum anderen: Was brachte sie dem Standort an Wirtschaftskraft ein (3.)? Der letzte Teil bezieht die Universität Basel in die allgemeinen Überlegungen ein (4.).

1. Universitätsgründungen

Als die Prager Universität 1348 gegründet wurde, als erste des Reiches nördlich der Alpen, bestanden auf dem europäischen Kontinent bereits 23 Universitäten, davon allein neun in Italien und acht in Frankreich. Am Vorabend der Reformation hatte das Reich der Zahl nach aufgeholt. Frankreich zählte vierzehn, Italien zwölf, die iberische Halbinsel zehn und das Reich nun siebzehn Universitäten: Prag, Wien und Heidelberg, Köln und Erfurt, Leipzig, Rostock und Löwen, Greifswald, Freiburg und Basel, Trier und Ingolstadt, Mainz und Tübingen, Wittenberg und Frankfurt an der Oder; sie alle waren zwischen 1348 und 1506 entstanden. Diese Quantitäten ließen sich jedoch nicht einfach in Qualitäten umrechnen. Auch um 1500 konnte noch nicht von einem Ausgleich gesprochen werden. Weiterhin gab es in Europa sehr ver-

schiedene universitäre Welten, in die Basel 1460 hineingegründet wurde¹.

Modellartig oder typenartig betrachtet, zeigte sich dies in Europa auf dreifache Weise, so dass man einen Pariser, einen Bologneser bzw. italienischen und einen „deutschen“ Typ unterscheiden kann. Es hatte jeweils ganz andere Voraussetzungen und enorme Konsequenzen, ob man es nur mit Juristen-Universitäten oder Mediziner-Universitäten oder Theologen-Artisten/Philosophen-Universitäten zu tun hatte oder sich zugleich mit Artisten, Theologen, Mediziner und Juristen in den später klassisch gewordenen Vier-Fakultäten-Universitäten aufhielt. Denn diese fachlichen Ausrichtungen verbanden sich so sehr mit sozialen und kulturellen Schwerpunkten, dass die Universitäten dadurch sehr unterschiedliche Profile davontrugen, am nachhaltigsten und jeweils typenbildend in Bologna und Paris. Der eine Typ stand für die südliche, in der Hauptsache italienisch-südfranzösische, elitäre Universität der herrschaftsnahen Juristen und Mediziner, der andere für die westliche, nordfranzösische (und zum Teil auch englische) Artisten-Theologen-Universität, die demgegenüber eine Universität „für

1 Zur Orientierung siehe J. Verger, Grundlagen, in: Geschichte der Universität in Europa, Bd. 1. Mittelalter, hg. v. W. Rüegg, München 1993, 49-80. Ich folge hier meinen früheren Texten: R. C. Schwinges, *Le Università nei territori dell'Impero*, in: *Le Università dell'Europa. La nascita delle Università*, hg. v. G. P. Brizzi/J. Verger, Cinisello Balsamo 1990, 221-255; ders., *The Medieval German University. Transformation and Innovation*, in: *Paedagogica Historica* 34 (1998), 375-388; ders., *Prestige und gemeiner Nutzen. Universitätsgründungen im deutschen Spätmittelalter*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 21 (1998), 5-17; ders., *Genossenschaft und Herrschaft in der Universität der Vormoderne vom 12. bis 15. Jahrhundert*, in: *Entwicklung und Realisierung des Genossenschaftsgedankens vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hg. vom Historischen Verein bayerischer Genossenschaften (Schriftenreihe zur Genossenschaftsgeschichte 2), München 2000, 78-94. Grundlegend auch zum Folgenden: N. Hammerstein, *Bildung und Wissenschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 64), München 2003; E. Schubert, *Motive und Probleme deutscher Universitätsgründungen des 15. Jahrhunderts*, in: *Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit*, hg. v. P. Baumgart/N. Hammerstein (Wolfenbütteler Forschungen 4), Nendeln/Liechtenstein 1978, 13-74; O. G. Oexle, *Alteuropäische Voraussetzungen des Bildungsbürgertums. Universitäten, Gelehrte und Studierende*, in: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*, Teil 1, hg. v. W. Conze/J. Kocka, Stuttgart 1985, 29-78.

jedermann“ war. Daraus resultierten verschiedene soziale und kulturelle Verfasstheiten. Anders als in Paris waren die Studenten Bolognas (oder Paduas, Pavias, Perugias etc.) in aller Regel keine Jugendlichen, die ihren Lehrern bereitwillig die Organisation überließen, sondern bereits gestandene Erwachsene. Hinzu kam, dass viele der Studenten am Typ Bologna Angehörige von reichen, oft adeligen oder adelsnahen, politisch durchsetzungsfähigen Familien waren. Alter, Status und Stand gaben ihnen mehr Reife, sicheres Auftreten und den nötigen Nachdruck in den Verhandlungen mit der Kommune und ihren Doktoren. Im Übrigen waren die meisten von ihnen Juristen, die kommende Verwaltungselite, und als solche schon weit abgesetzt vom sozial eher diffusen Milieu der Artisten und Theologen des Pariser Typs².

Als im 14. und 15. Jahrhundert Universitäten auch in Mitteleuropa und nördlich wie östlich angrenzenden Regionen gegründet wurden, waren viele Entscheidungen bereits gefallen und die früheren genossenschaftlich-korporativen Formen längst herrschaftlich überformt. Es entstand ein dritter Universitätstyp in Europa, der „deutsche Typ“ der Vier-Fakultäten-Universität, der Juristen, Mediziner, Theologen und Artisten in einer gemeinsamen Organisation unter einem Dach vereinigte. Das hatte vor 1500 durchaus kritische, konfliktträchtige Konsequenzen. Das Zusammenbinden sozial unverträglicher Gemeinschaften, des vornehmen Juristenmilieus mit dem anderer sozialer und fachlicher Gruppierungen, funktionierte nicht sogleich, wie sich das an der ersten Universitätsgründung in Prag 1348 zeigen und später in Basel beinahe wiederholen sollte³. Die *domini juristae* oder *canonistae*, die „Herren Juristen oder Kanonisten“ trennten sich 1372 wieder von den anderen und führten fortan ihre eigene *universitas dominorum juristarum*. Man konnte eben nicht zur gleichen Zeit „bolognesisch“ handeln und „pariserisch“ denken und alles „deutsch“ zusammenführen. Noch hatte sich das italienische Vorbild durchgesetzt⁴.

2 Dazu etwa J. Schmutz, Juristen für das Reich. Die deutschen Rechtsstudenten an der Universität Bologna 1265-1425 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 2), Basel 2000.

3 Siehe unten Anm. 53.

4 Zu Prag vgl. P. Moraw, Die Universität Prag im Mittelalter. Grundzüge ihrer Geschichte im europäischen Zusammenhang, in: Die Universität zu Prag

Am Ende gelang die Integration dieser inhomogenen Personenverbände nur durch den herrschaftlichen oder obrigkeitlichen Willen. Natürlich war jeder neue Studienort in seinem politischen wie sozialen Umfeld anders beschaffen als Paris oder Bologna; das galt für ganz Europa. Wohin auch immer das Gebilde *universitas* kam, es erhielt durch äußeren Druck und Einfluss nebst innerem Zwang zur Anpassung eine jeweils andere, individuelle Geschichte. Da hat Basel keine Ausnahme gemacht, auch wenn man es versucht hatte. Der „deutsche“ Universitätstyp war und blieb jedoch an den Gründerfürsten gebunden, an den Landesherrn und seine Dynastie. Das galt auch für die wenigen Städte oder städtischen Führungsgruppen, die in nicht minder herrschaftlicher Manier und in Verbindung mit ökonomischen Interessen Universitäten gründeten, wie in Köln, Erfurt und Basel. Universitäten zu stiften, sollte ein ebenso klarer Ausdruck von Herrenrecht werden wie Burgen zu bauen, Städte zu gründen oder Kirchen und Klöster zu stiften. Wie mit ihnen, so trieb der Herr auch mit seiner Universität handfeste Politik, regierte in sie hinein und hielt sie sich verfügbar. Denn für den Herrn war die Universität mit ihren bepfründeten und besoldeten Lehrstühlen eine prinzipiell ebenso bequeme Möglichkeit, seine Diener und gelehrten Räte zu versorgen wie die Kollegiatkirche oder das Kirchen- und Klostergut nach der Reformation.

Dies alles war so von Anfang an, auch wenn es nicht überall gleichzeitig und gleich deutlich erkennbar wurde und manche fürstlichen Berater, Experten und Gründungsrektoren scheinbar freie Hand hatten. Die herrschaftliche Konstellation bestimmte mit aller Entschiedenheit, dass die künftige Universitätslandschaft des Reiches eine territorialisierte bzw. regionalisierte wäre. Die universalen Mächte, zunächst noch der Papst, dann seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mehr und mehr auch der Kaiser, sicherten mit ihren Privilegien nur noch die allgemeine Anerkennung einer Universität und ihre formale Gleichrangigkeit mit den anderen, was Lehrerlaubnis, Examina und Graduierungen betraf. Diese Anerkennung war allerdings im alten Europa

(Schriften der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste 7), München 1986, 9-134; ders., Die Prager Universitäten des Mittelalters. Perspektiven von gestern und von heute, in: Spannungen und Widersprüche. Gedenkschrift für František Graus, hg. v. S. Burghartz u. a., Sigmaringen 1992, 109-123.

unverzichtbar und hätte jede landesherrliche oder städtische Universitätsgründung ohne Privileg in vor- wie in nachreformatorischer Zeit unweigerlich ins Aus geführt, zumindest aber wegen des dann fehlenden Promotionsrechts den Universitätsrang gekostet. Umgekehrt freilich blieb auch das schönste päpstliche oder kaiserliche Privileg ein totes Privileg, solange es nicht durch einen Landesfürsten oder städtischen Rat und deren Umwelt mit politischem und wirtschaftlichem Leben gefüllt wurde. Wo der Landesherr scheiterte, d.h. auch dort, wo er zu früh starb, ohne seine Gründung in der regionalen und lokalen Umwelt sozial und wirtschaftlich verankert zu haben, konnte auch die Universität nicht gedeihen bzw. gar nicht überleben⁵. Solch ein Schicksal erlitten zum Beispiel die Erstgründungen in Wien (1365-1384) und Würzburg (1402-1411), in Krakau (1364-1400) und die ungarischen Universitäten in Pecs (1367-), Buda (1389-) und Bratislava (1465-) oder der Gründungsversuch der Stadt Lüneburg (1471).

Das territoriale Gefüge des Reiches, das so wesentlich über die Andersartigkeit der deutschen Universitäten in Europa mit entschied, war auch der tiefere Grund für ihr spätes Erscheinen. Keine Rede konnte sein vom Unvermögen der Bischöfe oder dem Versagen der rückkehrenden Italien- oder Frankreich-Studenten oder gar von einem niedrigeren intellektuellen Niveau nördlich der Alpen – angesichts bedeutender Dom- und Stiftsschulen in Bamberg, Köln, Hildesheim, Magdeburg oder Erfurt, angesichts nicht weniger bedeutender Generalstudien der Bettelorden in Köln und Erfurt. Die Landeshoheit musste sich erst einmal in halbwegs gefestigten Territorien ausgebildet haben. Das universale Kaisertum der Staufer hielt sich im Kampf mit dem universalen Papsttum nicht mit lokalen Bildungsfragen auf; es erteilte nur universale Privilegien wie die geistliche Konkurrenz. Nach dem Sturz der staufischen Dynastie waren die nachfolgenden Römisch-deutschen Könige als neue Hausmacht Könige viel zu sehr damit beschäftigt, sich selbst zu behaupten, während sich die werdenden Landesherren als künftig treibende Kräfte der Reichsgeschichte der Optimierung ihrer Herrschaftsrechte und dem Ausbau ihrer Länder widmeten; einen Baustein dazu lieferten auch die Universitäten und ihre Absolventen.

5 Beispielhaft dazu S. Lorenz (Hg.), *Attempo – oder wie stiftet man eine Universität. Die Universitätsgründungen der sogenannten zweiten Gründungswelle im Vergleich* (Contubernium 50), Stuttgart 1999.

Anders jedoch als die Landesherren ergriffen Kaiser und Reich niemals die Initiative, waren dazu aus konstitutionellen Gründen auch gar nicht in der Lage. Eine königliche/kaiserliche Universität oder eine „Reichsuniversität“ konnte es nie geben. Von den wenigen Jahrzehnten abgesehen, in denen Prag als einzige Universität im Reich eine gewisse Mittelpunkt Funktion erfüllte, hat es niemals eine Zentrale im Reich gegeben, die der Rolle von Paris vergleichbar gewesen wäre. Prag war vor allem anderen die Universität des luxemburgischen Hauses im Königreich Böhmen.

Dies war letztlich auch der Grund dafür, dass die erste Universität des Reiches in Prag und nicht, wie man hätte erwarten können, in einem bekannten Innovationsraum am Rhein entstanden ist, obwohl etwa in Köln am Rhein bessere organisatorische und intellektuelle Voraussetzungen bestanden als in Prag. Im Generalstudium der Kölner Dominikaner hatten Albertus Magnus und sein Schüler Thomas von Aquin sowie Meister Eckhart gelehrt, im Generalstudium der Franziskaner Johannes Duns Scotus. Doch diese frühen Blüten der Ordenschulen waren ebenso wenig gründungseffektiv wie die politische Konstellation am Rhein, wo die Freie Stadt Köln und ihr ehemaliger Herr, der Erzbischof-Kurfürst von Köln, mitsamt seiner extrem hochadeligen Kirche, in die fast sämtliche Kräfte der Region eingebunden waren, einander feindlich gegenüberstanden. So kam die Universität nach Prag, weil aus genealogischen Zufällen heraus eine erfolgreiche, künftige Großdynastie wie das Haus Luxemburg in Böhmen ihre Hauptmacht und in Prag ihr Zentrum besaß, und weil in einem günstigen Augenblick ein durchsetzungsfähiger, gebildeter, frankreich- und italienerfahrener Fürst wie Karl von Luxemburg, Kurfürst des Reiches, König von Böhmen, Römisch-deutscher König und künftiger Kaiser Karl IV., den Papst zu weitreichenden Zugeständnissen veranlassen konnte⁶.

Was Luxemburg prestigeträchtig begonnen, wurde von den Konkurrenten im Reich sehr bald aufgegriffen. Bis 1506 hatten alle großen Dynastien des Reiches, die weltlichen und geistlichen Kurfürsten und die bedeutenderen Reichsfürsten ihre Universität oder zumindest Zugang zu einer Universität in unmittelbarer Nähe. Den Anfang machten die nächst mächtigsten, königsfähigen Häuser. Die Habsburger grün-

6 Moraw, Universität Prag (wie Anm. 4), 22-25.

deten 1365 die Wiener Universität und erneuerten sie 1384. Freiburg im Breisgau trat 1460 als Landesuniversität für die vorderösterreichischen Besitzungen der Habsburger hinzu. Das Haus Wittelsbach, zunächst die kurfürstlich-pfalzgräfliche Linie vom Rhein, stiftete in ihrem Hauptort Heidelberg (1386). Die bayerische Linie der Wittelsbacher zog erst Jahrzehnte später nach und eröffnete ihre Universität 1472 in Ingolstadt, dem Ursprungsort der heutigen Universität München⁷.

Im Jahre 1388 – aber immerhin gleich nach den drei großen Häusern – folgte die Freie Stadt Köln. Nun erst scheint sich die Tatsache der Zugehörigkeit zu einem europäischen Innovationsraum und die Schultradition in überdies politisch bereinigter Situation ausgewirkt zu haben. Nachdem man sich arrangiert hatte, sollte künftig auch der Kölner Kurfürst-Erzbischof und sein geistlicher Landesstaat von der Universität profitieren. Wenig später (1392) eröffnete die thüringische Stadt Erfurt ihre Universität, eine, ähnlich Köln, zur Selbständigkeit strebende, halbautonome Stadt im Territorium des Erzbischof-Kurfürsten von Mainz, der damit aber ebenfalls für alle Teile seines Landes Universitätszugang erhielt. Der Mainzer Kurfürst selbst gründete 1476/77 die zweite Universität seines Territoriums in Mainz, in der wieder unterworfenen, ehemals Freien Stadt, die nun, nicht zuletzt mit Hilfe der Universität, zur Residenzstadt ausgebaut wurde.

Als der römische und böhmische König Wenzel im Frühsommer 1409 in die schon länger schwelenden sozialen, aber sprachnational gefärbten Konflikte zwischen den Prager Universitätsnationen eingriff und die einheimische böhmische Nation begünstigte, verließen aus Protest gegen dieses so genannte Kuttenberger Dekret über vierhundert deutsche Doktoren und Studenten Prag, wanderten in die benachbarte Markgrafschaft Meissen ab und sammelten sich in Leipzig. Die Landesherren reagierten sofort. Verdächtig schnell erwirkten sie ein päpstliches Privileg und eröffneten noch im gleichen Jahr die Universität. Damit hatte auch das Haus Wettin, das im Jahre 1422 Land, Herzogstitel und Kurwürde von Sachsen erwarb, seine Universität. Bei der Teilung des Hauses 1485 in eine kurfürstliche Linie (Ernestiner) und eine herzogliche Linie (Albertiner) verblieb Leipzig bei der letzte-

7 Zu diesen und den folgenden Universitäten siehe die ‚Kurzportraits‘ in: Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Eine Universitätsgeschichte in Einzeldarstellungen, hg. v. L. Boehm/R. A. Müller, Düsseldorf 1983.

ren, so dass die Kurfürsten von Sachsen sich gezwungen sahen, ihre eigene Universität zu stiften – in Wittenberg 1502. Die letzten kurfürstlichen Universitätsgründer waren der Erzbischof von Trier und der Markgraf von Brandenburg. Im Falle Triers hatte allerdings der städtische Rat die Initiative ergriffen und seinem Stadt- und Landesherrn die päpstliche Stiftungsbulle von 1454 abgekauft, um die Universität 1473 in eigener Regie zu eröffnen. Das kurfürstliche Haus der Hohenzollern, erst seit 1417 in der Mark Brandenburg, benötigte fast das ganze 15. Jahrhundert, um sich gegen den märkischen Adel durchzusetzen und die Städte zu unterwerfen. Pläne für eine brandenburgische Landesuniversität bestanden schon seit längerem; sie konnten jedoch erst 1506 unter dem Kurfürsten Joachim I. in Frankfurt an der Oder in die Tat umgesetzt werden.

Unterhalb der Ebene der Kurfürsten und Großdynastien gründeten weiterhin bedeutende Reichsfürsten und Städte: Hinter der Gründung der Universität Rostock im nördlichen Mitteldeutschland stand 1419 das mecklenburgische Herzogshaus, hinter der von Löwen im Nordwesten des Reiches stand 1426 das Haus Burgund als Herzöge von Brabant. Nach 1477, beim Übergang Burgunds an Habsburg, wurde Löwen Landesuniversität der habsburgischen Niederlande. 1456 stifteten die mit Mecklenburg rivalisierenden Herzöge von Pommern (Linie Wolgast) ihre Universität in Greifswald. Tübingen schließlich, 1477 gestiftet vom Grafen Eberhard im Barte, wurde zur Landesuniversität Württembergs. Einzige Universität ohne nennenswerten territorialen Hintergrund – vom kleinen Fürstbistum Basel und von der Anbindung an die Eidgenossenschaft nach 1501 abgesehen – blieb die 1460 eröffnete Universität zu Basel, eine städtische Universität wie Köln und Erfurt, die in Erinnerung an die florierende Universität des Konzils von Basel (1432-1449), die Europas gelehrte Welt versammelt hatte, der Stadt Ansehen und vor allem weiteren wirtschaftlichen Nutzen bringen sollte. So war es zumindest von den Gründungsvätern geplant.

2. Wirtschaftliche Aspekte der Gründungen: Kosten und Investitionen

Jede Universität war seit der Gründung ein Teil ihrer Umwelt, war nicht herausgehoben, sondern mitten hinein platziert; und mehr noch,

sie gehorchte und folgte ihrer Umwelt mangels Alternative, so dass Subsistenzwirtschaft auf allen Ebenen, bei den Institutionen wie bei den Personen, als völlig normal erschien. Universitätswirtschaft war daher von Anfang an nichts anderes als Subsistenzwirtschaft. Niemand in der ganzen Vormoderne hätte sich daran grundsätzlich gestört. Doch gerade das Leben nach Subsistenzprinzip strebte nach Rückhalt, nach einem verlässlichen Rahmen⁸.

Möglicherweise hatte man dies schon mitten im Entstehungsprozess der Universität in Paris um 1200 bemerkt, vielleicht nicht in aller Konsequenz, aber doch in der richtigen Richtung, als die neue *universitas magistrorum et scholarium* nach einem Garanten suchte. Die einzige Autorität, die gleichzeitig universalen Schutz gewähren und lokale Gewalten einigermaßen in Schach halten konnte, war der Papst. Sich an ihn zu wenden, war damals der einzig konsequente und erfolgversprechende Schachzug im politischen Gefüge der Zeit. Als der Papst akzeptierte und seine Privilegien erteilte, war die Existenz der neuen *universitas* auf lange Dauer gesichert. Denn mit ihm hatte sie nicht nur Privilegien und Satzungsrecht erworben, sondern für ihre Mitglieder auch den unschätzbaren, grundsätzlichen Zugang zum Pfründengebäude der römischen Kirche⁹.

Die Pfründe war eine der genialsten Kulturleistungen des europäischen Mittelalters. Pfründe meint ein festes Einkommen in Geld und Naturalien, das mit einer kirchlichen Position, aber kaum mit einer kirchlichen Aufgabe verbunden gewesen ist. Damit war Abkömmlichkeit im Spiel, etwas fundamental Entscheidendes für jede gehobene Lebensart. Nun zog die Pfründe auch ins akademische Milieu ein und schien Entlastung, ein Stück Freiheit von der täglichen Sorge, jedenfalls etwas Angemessenes zu bringen¹⁰. Mit ihr entstand vor allem der

8 Diesem Teil liegt zugrunde: R. C. Schwinges (Hg.), Finanzierung von Universität und Wissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 6), Basel 2005.

9 Dazu Oexle, Alteuropäische Voraussetzungen (wie Anm. 1), 30-36. P. Nardi, Die Hochschulträger, in: Geschichte der Universität in Europa, Bd. 1. Mittelalter, hg. v. W. Rüegg, München 1993, 87-96, und besonders A. Tuilier, Histoire de l'Université de Paris et de la Sorbonne, Paris 1994, Bd. 1, 41-67.

10 Siehe dazu etwa J. Miethke, Kirche und Universitäten. Zur wirtschaftlichen Fundierung der deutschen Universitäten im Spätmittelalter, in: Litterae medii aevi. Festschrift für Johanne Authenrieth zu ihrem 65. Geburtstag, hg. v. M. Borgolte/H. Spilling, Sigmaringen 1988, 265-276; P. Moraw, Stiftspfründen als

Lehrstuhl des Ordinarius. Sie wurde seine Ausstattung, eine Dom- oder Chorherrenpfründe, Pfarr- oder Predigerpfründe oder gleich Mehreres zusammen. Seit dem ausgehenden Mittelalter durften auch Nichtkleriker (zunächst Mediziner) davon profitieren.

Diese Partnerschaft der Pfründenkirche mit der Universität, korrekter eigentlich mit ihrem Personal, war ein Erfolgsmodell und einer der wesentlichen Gründe dafür, dass man die Frage nach den Kosten der Universität mit der nach den Kosten der Professoren gleichsetzen konnte. In der Tat waren mehr als 80 Prozent der Universitätsausgaben für den Lohn der Lehrenden reserviert, der Rest für Infrastruktur und Bauten¹¹. Besonderen Anteil am Erfolg hatte das Papsttum zu Avignon im 14. Jahrhundert, das auch sonst für seine modern anmutenden Leistungen in der kurialen Verwaltung, vor allem der Fiskalverwaltung bekannt geworden ist. Seine energische und systematische Pfründenpolitik zugunsten der Studien und der Arbeit der Universitätslehrer überdauerte das große Schisma von 1378 und die entsprechenden Obödienzkrisen, so dass die jüngeren Universitätsgründungen des nordalpinen Raumes in Mittel-, Nord- und Ostmitteleuropa von Anfang an schon vom Pfründensystem so profitieren konnten wie ihre älteren ‚Schwestern‘ im Westen und Süden¹². Erfolg oder Scheitern einer Gründung konnte jetzt sogar davon abhängen, ob es der Herrschaft oder der städtischen Obrigkeit gelang, rechtzeitig und in ausreichender Zahl, angemessene Pfründen zu erhalten.

Ebenfalls Partner der Universitäten waren die weltlichen Kräfte: Könige, Fürsten und städtische Obrigkeiten. Aber sie standen auf weiten Strecken der Vormoderne – wenn man für den Moment von Italien absieht – in ihrer Bedeutung als tragende oder nur mittragende Finan-

Elemente des Bildungswesens im spätmittelalterlichen Reich, in: Studien zum weltlichen Kollegiatstift in Deutschland, hg. v. I. Crusius (VMPIG 114), Göttingen 1995, 270–297; C. Hesse, Pfründen, Herrschaften und Gebühren. Zu Möglichkeiten spätmittelalterlicher Universitätsfinanzierung im Alten Reich, in: Schwinges, Finanzierung (wie Anm. 8), 57–86.

11 R. C. Schwinges, Von Foundationen, Dotationen, Geld und grossem Mangel, in: ders., Finanzierung (wie Anm. 8), 175–193, hier: 176.

12 Vgl. J. Verger, Besoins et ressources financières des universités et des collèges en France et en Angleterre des origines à 1800, in: Schwinges, Finanzierung (wie Anm. 8), 15–32, hier: 18 f., speziell ders., La politique universitaire des papes d’Avignon, in: Annuaire de la Société des Amis du Palais des Papes et des monuments d’Avignon 77 (2000), 17–29, hier: 25 f.

ciers weit hinter der römischen Pfründenkirche zurück. Allen gemein war der Rückgriff auf das Kirchenvermögen bzw. seine Erträge. Herren und Obrigkeiten nutzten ihrerseits das kirchliche Angebot und sammelten Universitätspfründen, um ihre akademischen Diener zu entlohnen, ohne in die eigene Schatulle greifen zu müssen. Kaiser Karl IV., König von Böhmen, hat dies als erster im Reich an seiner Prager Universitätsstiftung von 1348 gezeigt, folgte dabei aber nur den königlichen Vorbildern in Frankreich. Eine Universität zu haben, bedeutete in erster Linie, Prestige für Dynastie und Städte zu gewinnen, welches man im Kreis der anderen Herren gerne akzeptierte. Und gerne schöpfte man akademische Experten ab, nachdem sie ausgebildet und graduiert waren, ohne vorher in gleicher Weise wie die Kirche investiert zu haben¹³. Auch dies scheint ein langfristiges Muster bildungspolitischen Verhaltens zu sein.

Was die eigenen Leistungen betrifft, so hielten sich die Herren noch lange Zeit sehr zurück. Gründung hieß nie auch Kostenträgerschaft. Von den Universitätsstiftungen der Territorialfürsten, die sich immer auch als fromme Stiftungen, als Seelgeräte verstanden¹⁴, hatten die Seelen ihrer Vor- und Nachfahren vermutlich mehr als die lebenden Universitätsangehörigen. Die in den schönen Stiftungsbriefen zugesagten Mittel blieben oft aus, schwankten heftig im Ertrag oder waren für sich genommen unzureichend, so dass niemand wirklich mit ihnen rechnen konnte. Die berühmte Maut von Ybbs an der Donau, die vielbeschriebene Foundation der österreichischen Landesherren für die Wiener Universität, war lange Zeit eine mitunter sehr trockene Quelle¹⁵. Man kann zwar nicht erkennen, wie hoch die Universität im fürstlichen oder städtischen Haushalt budgetiert war – das lässt die

13 Vgl. Verger, *Besoins* (wie Anm. 12), 20 ff.; R. C. Schwinges, Zur Professionalisierung gelehrter Tätigkeit im deutschen Spätmittelalter, in: *Recht und Verfassung im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, Teil 2: Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung des Spätmittelalters 1996-1997, hg. v. H. Boockmann/L. Grenzmann u. a. (AAWG.PH 239), Göttingen 2001, 473-493.

14 Dazu F. Rexroth, *Deutsche Universitätsstiftungen von Prag bis Köln. Die Intentionen des Stifters und die Wege und Chancen ihrer Verwirklichung im spätmittelalterlichen deutschen Territorialstaat* (BAKG 34), Köln 1992.

15 Vgl. K. Mühlberger, *Finanzielle Aspekte der Universitätsreformen Ferdinands I. in Wien (1521-1564)*, in: Schwinges, *Finanzierung* (wie Anm. 8), 115-142, hier: 122 f.; P. Uiblein, *Zur ersten Dotation der Universität Wien*, in: *Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg, Neue Folge* 16 (1997), 353-367, hier: 357-359.

Organisation der mittelalterlichen und auch noch frühneuzeitlichen Finanzverwaltung gar nicht zu –, doch weisen Schätzungen für Basel und Köln auf höchstens ein bis zwei Prozent hin. Und in Leipzig spendete der Kurfürst seinem Weinkeller sechsmal mehr, als er der Universität jährlich aus seiner Schatulle ausrichten ließ¹⁶.

Während es im urbanen Milieu des europäischen Südens, zum Beispiel in den großen Universitätsstädten Bologna, Padua, Pavia, bereits seit dem 13. Jahrhundert üblich geworden war, mit den Doktoren, Juristen und Mediziner in erster Linie Verträge abzuschließen und sie für ihre akademische Tätigkeit direkt zu entschädigen¹⁷, hielt man sich damit nördlich der Alpen noch sehr zurück; das Angebot der Pfründenkirche blieb für alle Beteiligten viel zu attraktiv, um nicht in jedem Falle zuzugreifen. Herren, Städte und Universitäten konnten sich kirchliche Pfründen nämlich auf mehrfache Weise zunutze machen. Grundsätzlich lassen sich drei Varianten unterscheiden: Zum ersten die direkte Bepfründung von Universitätslehrern mit so genannten Lektoralpräbenden, zum zweiten die Inkorporierung von Pfründenerträgen (etwa die der Universitätsstifte) in Fonds, aus denen dann Professoren finanziert wurden – Fonds, denen auch die Beiträge der Herren und Städte oder auch privater Stifter und Spender zuflossen, Zölle, Maut, Steuern, Renten, Dotationen sowie Einkünfte aus Grundherrschaften – und zum dritten die vollständige Kapitalisierung der Pfründen, die den Grundstock des Universitätsvermögens bildeten; sie konnten später (so auch in Basel) als Posten in der Stadtkasse geführt werden¹⁸.

So wichtig und unverzichtbar die Rahmenbedingung, die partnerschaftliche „Außenhaut“ der Universität gewesen ist, so unübersehbar und fast beängstigend „dünn“ erscheint sie bei näherem Zusehen¹⁹. Alles, was nach Investition aussah, stand zunächst einmal grund-

16 Hesse, Pfründen (wie Anm. 10), 60 f.

17 Vgl. den Beitrag von A. Romano, *Dall'Università degli Studenti all'Università degli Studi. Modelli di finanziamento delle Università italiane fra medioevo ed età moderna*, in: Schwinges, *Finanzierung* (wie Anm. 8), 33-56.

18 Dazu Hesse, Pfründen (wie Anm. 10), 62-65. Zum Basler Beispiel J. Rosen, *Die Universität Basel im Staatshaushalt 1460 bis 1535. Die Gehälter der Dozenten*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 72 (1972), 137-219, hier: 172-176 (wiederabgedruckt in: ders., *Finanzgeschichte Basels im späten Mittelalter*, Stuttgart 1989, 34-115, hier: 69-73).

19 So die treffliche Bemerkung von Notker Hammerstein anlässlich der GUW-Tagung 2001 zur Finanzgeschichte der Universitäten (wie Anm. 8).

sätzlich zur Disposition, stand nur auf Pergament oder dem sprichwörtlich geduldigen Papier. Für die Zeitgenossen – gleichgültig, wo in Europa – war das Alltag. Jeder wusste, dass, wer etwas haben, wer Pfründe, Kollegiatur oder ein Salär genießen wollte, seinen Anspruch daran auch durchsetzen musste. Universitäts- und Kollegstiftungen, Pfründenzuweisungen, Dotationen aller Art waren erst einmal nur Initialzündungen, deren Energie rasch verpuffen konnte. Das Hauptproblem war schlicht und einfach, ans Geld zu kommen. Das ist wohl das Kernthema, ein ‚Dauerbrenner‘ im gesellschaftlichen Umgang mit der Universität. Bildung und Wissenschaft, Lehre und Forschung kosten Geld, aber sie sollen, damals wie heute, möglichst wenig kosten.

Scire volunt omnes, mercedem solvere nemo, so brachte es bereits der Bologneser Jurist Odofredo († 1265) auf den Punkt, der damals seine Studenten meinte, deren Zahlungsmoral zu wünschen übrig ließ²⁰. Schwankten die Zahlungen, gleichgültig, woher, oder fielen sie zeitweise ganz aus, so traf das die Existenz der Lehrenden unmittelbar und bei allzu geringem Status höchst empfindlich. Auch Pfründen waren nicht immer sofort verfügbar, andere Pfründenanwälter oder die Erben der Stifter konnten Ansprüche erheben oder Einspruch einlegen. Ohne einen weiteren Kranz von Dotationen, ohne Zugewinne aller Art, und – vielleicht wichtiger, um über eine ‚Gründungskrise‘ hinwegzukommen – ohne ‚Investitionskredite‘ durch Fürsten, Städte und einzelne Bürger, auch Professoren selbst, ohne Bündelung aller Kräfte in „Mitunternehmerschaft“ wäre es in vielen Fällen wohl bei einer Initialie geblieben²¹. Zu bedenken war schließlich nichts weniger als die Zukunft, zumal der Universitätsalltag und damit auch der Einkommensalltag durchgehend den vielfältigsten Krisen und Belastungen ausgesetzt war, vor allem Kriegen, Epidemien und den Wechselagen der vormodernen Wirtschaft, den ständig zwischen Mangel und Fülle schwankenden Werten der Natureinkünfte. Die schöne Lektoralpräbende oder die Kollegiatur konnte plötzlich nichts mehr wert sein, und selbst das schöne Salär eines Bologneser oder Paduaner Juristen konnte erheblich schrumpfen, wenn die entsprechenden Erträge aus der Salz- oder der Warenverkehrssteuer hinter den Erwar-

20 Zitiert nach Romano, *Dall'Università degli Studenti* (wie Anm. 17), 38.

21 Vgl. Hesse, *Pfründen* (wie Anm. 10), 83–85.

tungen zurückblieben. Halbwegs Sicherheit bot da nur die für wenig institutionalisierte Verhältnisse ohnehin typische Mischfinanzierung²².

Von sich aus hatte die Universität um 1500 keinerlei Möglichkeit, um auszugleichen und Lebensunterhalt und Lehrtätigkeit ihrer Magister und Doktoren selbst zu honorieren. Dazu fehlten ihr nicht nur die Ressourcen, sie war dazu auch gar nicht eingerichtet. Einnahmen hatten Universitäten und ihre Teileinheiten gleich ihrem Personal aus den verschiedensten Quellen. Neben den ‚öffentlichen Zuwendungen‘ aus den Foundationen und Dotationen, die als Sockelbeträge gelten könnten, sofern sie auch realiter und halbwegs regelmäßig zuflossen, sammelten sich in den *archae* vor allem Immatrikulations- und Promotionsgebühren, Strafgelder aus Verstößen gegen die Statuten, Leihgebühren für Scholarenrachten, Unterrichtsgelder und Kollekten zu verschiedensten Anlässen, auch für sakrale und profane Feiern, hier und da Mieteinnahmen aus eigenen Liegenschaften, ferner Zeugnis- und Beurkundungsgebühren und hin und wieder auch Stiftungen und Spenden. Hinzu kamen Sachwerte und Sachspenden, Lebensmittel, Wein und Bier, Wachs und Holz oder auch die typischen Examensgeschenke für Rektor, Dekan, Pedell und Professoren, Handschuhe zum Beispiel oder Birette und Einladungen zu Schmäusen und Trinkgelagen. Zwar blieb die alte Hierarchie der vier Fakultäten auch in der Lohnstruktur erhalten, d. h. Artisten wurden am geringsten, Juristen am höchsten bezahlt²³, doch insgesamt erlebte der „deutsche Universitätstyp“ eine Anpassung nach unten. Da mehr als 80 Prozent seiner Besucher nur Artisten waren, muss man die deutsche Universität mit aller – auch ökonomischer – Konsequenz als Artisten-Universität einstufen, mit entsprechend gering bezahlten Magistern bzw. Professoren und einer im europäischen Vergleich ziemlich hohen Frequenz von *pauperes*, von armen Studenten und folglich auch armen Magistern. Dass diejenigen Universitätsbesucher, die brav alle ihre Gebühren be-

22 Vgl. dazu die Beiträge von J. Verger, A. Romano, C. Hesse und K. Mühlberger, in: Schwinges, *Finanzierung* (wie Anm. 8).

23 Für Basel z. B. siehe Rosen, *Universität Basel* (wie Anm. 18), 181 (im Nachdruck: 78).

zahlten, in deutschen Ländern schon allgemein als *divites* bezeichnet wurden (auch in der Basler Matrikel), lässt tief blicken²⁴.

An sprudelnde Einnahmen und einen insgesamt guten Ertrag darf man trotz solcher Aufzählungen daher erst gar nicht denken: Abgesehen davon, dass große Universitäten wie Wien, Leipzig, Erfurt, Köln oder Löwen mit ein- bis zweitausend Studierenden bereits im 15. Jahrhundert begreiflicherweise höhere Einnahmen erzielten als die vielen, mehrheitlich mittleren und kleineren Universitäten des Reiches mit zwei- bis vierhundert Studenten, wies doch der Inhalt der Rechnungsbücher insgesamt sehr bescheidene Summen aus²⁵. Es reichte gerade, um die notwendigsten Ausgaben zu tätigen. Subsistenzwirtschaft blieb Subsistenzwirtschaft, ein Kampf gegen den ständigen Mangel, auch dann, wenn die eine oder andere Universität Rücklagen bilden und sogar als Kreditgeber auftreten konnte, manchmal selbst für den eigenen Landesherrn oder die städtische Obrigkeit²⁶. Nur mit Mühe gelang es, die laufenden Kosten zu bestreiten – für die allgemeine Verwaltung, für die Rechtsdienste, die Boten- und Gesandtschaftsdienste, für religiöse Angelegenheiten und nicht zuletzt für das Bau- und Instandhaltungswesen. So fehlten schlichtweg die Mittel für das Personal. Ohne die Kirche, ohne ihre Wirtschaftskraft, wäre Universität nicht möglich gewesen.

3. Wirtschaftliche Aspekte der Gründungen: Wirtschaftskraft am Standort

Die Erwartungen des städtischen Standorts an das wirtschaftliche Potential einer neu gegründeten Universität waren in der Regel recht hoch. Universität war und ist ein gesellschaftliches Phänomen. Professoren, Magister und Scholaren nahmen am Markt teil und teilten den Markt trotz einiger akademischer Privilegien (vor allem für Bier und Wein) mit ihren städtischen Zeitgenossen. So wie bei diesen gab es auch im Rahmen der Universität beträchtliche Einkommens- und

24 R. C. Schwinges, Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert. Studien zur Sozialgeschichte des Alten Reiches (VIEG Abt. Universalgeschichte 123, BSVAR 6), Stuttgart 1986, 424-465.

25 Zu den Zahlen ebd. 185-189.

26 Vgl. Hesse, Pfründen (wie Anm. 10), 78 f.

Vermögensunterschiede. Hörergeld, Saläre und Pfründrenditen variierten in Europa gewaltig, von Rechtsprofessoren zu Artistenmagistern, von Ordinarien und „Bildungsunternehmern“ in Kollegien und Studentenhäusern zum „angestellten“ Lehrpersonal. Und riesige Unterschiede bemerkt man nicht zuletzt in der Universitätsbesucherschaft, von den adligen Standesstudenten und den Fachstudenten der höheren Fakultäten bis zu den *scholares simplices* der Artisten, zu ihren *pauperes* und den aus ihnen rekrutierten Magistern²⁷.

Entsprechend findet sich eine große Bandbreite im Hinblick auf den persönlichen Bedarf und damit die Kaufkraft am Ort. Die überwiegende Mehrheit der Universitätsangehörigen hatte zwar, soweit sie dem Klerikerstande angehörte, nur für sich allein aufzukommen, doch mit zunehmender Laisierung seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und vermehrter Ehefreudigkeit trat die Sorge für „Weib und Kind“, für eine Familie hinzu²⁸. Wie auch immer, man musste Lebenshaltungs- und Studienkosten bestreiten, hatte für Wohnung, Haushaltsgeräte, Truhen und Betten, für Beleuchtung, Öl und Kerzen, für Kleidung, Schuhwerk und Ernährung aufzukommen, für Examenskosten auf dem graduierten Weg der akademischen Hierarchie, für Codices und Bücher, Pergament, Papier, Federn, Messer und Tinte, für Krankheitskosten, Arzt und Medizin, für Kneipen und Vergnügungen, und so weiter, und nicht zuletzt für religiöse Investitionen aller Art.

Um solchen Bedarf auf dem städtischen Markt zu decken, war man auf vielfältigste Einkommensarten und verschiedenste Quellen angewiesen, die indessen auch zur Verfügung gestellt werden mussten. Mehrspurigkeit war normal und unterschied sich in nichts von den Gepflogenheiten außerhalb der Universität in Handel und Gewerbe. So hatte man Einnahmen oder Zusatzeinnahmen in Naturalien oder Geld aus Kirchendienst, Predigt und Seelsorge, aus Renten und Zinsen, aus Gastwirtschaft und Herberge, aus Vermietungen von Wohnraum und Bettstatt, aus Import und Verkauf von Lebensmitteln und Getränken, aus landwirtschaftlicher Mitarbeit, aber selbstredend auch aus milieuverwandten Tätigkeiten, aus Schulunternehmen und Unterricht, aus

27 Vgl. R. C. Schwinges, Der Student in der Universität, in: Geschichte der Universität in Europa, Bd. 1. Mittelalter, hg. v. W. Rüegg, München 1993, 181–223.

28 Dazu jetzt W. E. Wagner, Verheiratete Magister und Scholaren an der spätmittelalterlichen Universität, in: Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter, hg. v. F. Rexroth (VKAMAG 73), Ostfildern 2010, 71–100.

dem Kopieren von Büchern und Texten, dem Schreiben von Briefen und Urkunden und schließlich auch aus der medizinischen Praxis sowie aus juristischen, gutachterlichen und beratenden Tätigkeiten in Kanzleien, an Höfen und Gerichten. Viele werden auch in den Genuss der Erträge aus frommen Stiftungen aller Art gekommen sein; und für sicher nicht wenige blieben Familie und Verwandtschaft der letzte Garant der akademischen Existenz²⁹. Zur Überbrückung momentaner Engpässe konnte man auch Kredite zu mehr oder weniger günstigen Bedingungen aufnehmen, bei privaten Verleihern oder (vielleicht etwas seriöser) vermittelt durch die Universität bei offiziell anerkannten Kaufleuten und Bankiers am Ort³⁰.

All das wusste man in städtischen, universitätsörtlichen Kreisen und rechnete mit Prosperität, wenn auch nicht kritiklos, weil eine Universität ohne Investitionen auch seitens der Stadt nicht zu haben war. Doch was die Prosperität betraf, so hatte man sich nicht selten verschätzt und einige Grundtatbestände nicht gesehen oder damals noch nicht sehen können. Viel Kaufkraft hing nämlich schlicht und einfach von einer ausreichend großen Zahl von Universitätsbesuchern ab. Die wirklich großen, frequenzreichen und damit auch ökonomisch potenteren Universitäten lagen jedoch allesamt in den Großstädten des Reiches weit oberhalb von zehntausend Einwohnern, und alle galten sie als bedeutende Handels- und Gewerbestädte, Markt- oder Messeplätze: Wien, Leipzig, Erfurt, Köln, Löwen³¹. Alle waren sie eingebettet in ein dichtes, wirtschaftsgeographisches Verkehrsnetz, waren günstig gelegen und günstig zu erreichen, und zwar in Räumen, in denen zudem Landesausbau und Urbanisierung weit fortgeschritten waren. Darüber hinaus gehörten sie Herrschaftsräumen an, die im Prozess der Territorialisierung des Reiches seit dem 14. Jahrhundert besonderen Erfolg hatten. Gemeint sind hier v. a. Habsburg-Österreich, Kursachsen, Kur-

29 Als Beispiel aus einem Ego-Dokument: R. C. Schwinges, Stiefel, Wams und Studium oder: Wozu hat man einen geistlichen Onkel? Aus Notizen des Kölner Studenten Gerhard von Wieringen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in: Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw, hg. v. P.-J. Heinig/S. Jahns u. a., Berlin 2000, 543-563.

30 Schwinges, Student (wie Anm. 27), 216-221.

31 Zu den Frequenzen siehe Schwinges, Deutsche Universitätsbesucher (wie Anm. 24), 61-197, zum Überblick ders., Die Zulassung zur Universität, in: Geschichte der Universität in Europa, Bd. 1. Mittelalter, hg. v. W. Rüegg, München 1993, 176 f.

mainz, Kurköln mit dem gesamten Rheinraum und den burgundischen bzw. nach 1477 habsburgischen Niederlanden.

Auf tieferem Niveau trafen solche Beobachtungen zwar auch für andere, eher mittlere und kleinere Universitätsorte zu. Aber es fehlte etwas, was am Beispiel Rostocks – obwohl Großstadt nach mittelalterlichen Maßstäben mit mehr als zehntausend Einwohnern – sichtbar werden mag³². Die Universität der großen Hanse- und Seehandelsstadt bildete das zentrale Studium des nördlichen Hanseraumes, fand jedoch von der Nachfrage her nie den Anschluss an die großen Universitäten; es fehlte einfach auch am regionalen Potential, an einer straff organisierten territorialen Umwelt im Herzogtum Mecklenburg, die allein eine ausreichende Besucherfrequenz hätte garantieren können. Das galt in viel höherem Masse auch für die pommersche Landesuniversität zu Greifswald³³. Mit rund vier- bis fünftausend Einwohnern fehlte die rechte Dimension, auch gab es kein geeignetes Hinterland, um eine große, rentable Universität entstehen zu lassen. Greifswald kam selten einmal über sechzig neue Studenten im jährlichen Durchschnitt hinaus. Selbst die gemeinsame Aktion von Landesfürst, Stadt und Universität zwischen 1498 und 1503, die Attraktivität durch Berufung renommierter italienischer Juristen zu erhöhen, scheiterte zur Verwunderung aller Beteiligten mehr als kläglich. Im Jahr 1500 erschienen gerade einmal achtzehn Studenten, um die Doktoren Vinzenz und Petrus von Ravenna zu hören. Bitter musste man auch in Greifswald erfahren, so wie anderswo in deutschen Landen, dass es an einer deutschen Universität des späten Mittelalters nicht auf berühmte Professoren, nicht auf Humanisten, nicht auf Juristen und auch nicht auf Rechtsstudenten nebst Theologen und Medizinern ankam, sondern unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten, Kost und Logis, Studium und Freizeit und sonstigem Bedarf in der Stadt, in der man schließlich sein Geld ließ, allein auf eine ausreichend große, eine kritische Masse eben von *simplices*, einfachen Scholaren, und die hießen im nordalpinen Universitätsraum Artisten, *scholares artium*, und wollten in aller Regel

32 Schwinges, Deutsche Universitätsbesucher (wie Anm. 24), 118-133. Zu Rostock jetzt M. Asche, Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit 1500-1800 (Contubernium 52), Stuttgart 2000.

33 Schwinges, Deutsche Universitätsbesucher (wie Anm. 24), 205 f.

aus der Region rekrutiert werden. Dies hätte man in Basel (dem wir uns nun zuwenden) bedenken müssen.

4. Der Gründungsstandort Basel

Die Basler Universität, neben der Kölner und der Erfurter die dritte, allein und erfolgreich aus städtischer Initiative errichtete Universität im Reich, öffnete sich ihren Besuchern am 4. April 1460, drei Wochen vor der künftigen habsburgischen Landesuniversität im nahen Freiburg im Breisgau³⁴. Nur sehr wenige Hochschulen des europäischen Mittelalters haben in so kurzer Zeit nach der Ausstellung eines päpstlichen oder kaiserlichen Stiftungsbriefes (vom 12. November 1459 durch Pius II.) den Studienbetrieb aufnehmen können³⁵. Der rasche Öffnungserfolg hatte jedoch in Basel eine gute ideelle, ökonomische und vor allem personelle Grundlage.

Die so genannte Konzils- und Kurienuniversität, die volle 18 Jahre lang während des Basler Konzils (1431-1449) in der Stadt bestanden

34 Zur Gründungsgeschichte und den Anfängen siehe (in Auswahl) W. Vischer, *Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529*, Basel 1860, 13 ff.; H. G. Wackernagel, *Aus der Frühzeit der Universität Basel*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 49 (1950), 8-24; G. Scheffels, *Peter von Andlau*, Diss. FU Berlin 1955; E. Bonjour, *Die Gründung der Universität Basel*, in: ders., *Die Schweiz und Europa. Ausgewählte Reden und Aufsätze*, Basel 1958, 355-361; ders., *Zur Gründungsgeschichte der Universität Basel*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 10 (1960), 59-80; ders., *Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460-1960*, Basel 1960 (1971), 21-38 (Gründung), 39-48 (Eröffnung); M. Borgolte, *Die Rolle des Stifters bei der Gründung mittelalterlicher Universitäten erörtert am Beispiel Freiburgs und Basels*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 85 (1985), 85-119; M. Sieber, *Motive der Basler Universitätsgründung*, in: Lorenz, *Attempo* (wie Anm. 5), 113-128; *Schatzkammern der Universität Basel. Die Anfänge einer 550-jährigen Geschichte. Katalog zur Ausstellung*, hg. v. M. Wallraff/S. Stöcklin-Kaldewey, Basel 2010. Siehe auch die humorvolle und erst noch wissenschaftlich korrekte Comic-Darstellung: *Unsere Universität. Der Comic zur Gründung der Universität Basel 1460*, hg. v. Universität Basel, Konzept/Autor: C. Sieber-Lehmann, Text: A. K. Heyne, Illustration: E. S. Pini, Basel 2010.

35 Vgl. die Liste der Stiftungsbriefe bei G. Kaufmann, *Geschichte der deutschen Universitäten*, Bd. 2, Stuttgart 1888 (Nachdruck Graz 1958), XIII ff.

hatte, war keineswegs vergessen. Hier hatten auch Basler Bürger studiert und gelehrt und waren promoviert worden. Darüber hinaus gab es persönliche Verbindungen bis hinauf zu Papst Pius II., jenem Enea Silvio Piccolomini, der als Konzilsschreiber in Basel tätig und voll des Lobes für Basel gewesen ist – tätig im Übrigen auf der gleichen Schreiberbank, auf der auch der Stadtschreiber Konrad Kienlin gesessen hatte. Dieser war später neben Bürgermeister Hans von Flachsland und dessen Bruder, Domdekan Hans Werner von Flachsland, der als Papstvertrauter bereits in Rom sondierte, einer der wichtigen Verhandlungsführer in Sachen Universität³⁶.

Im Blick auf solche Traditionen und Verbindungen, gestützt auf die wirtschaftliche Leistungs- und Ausbaufähigkeit sowie die verkehrsgünstige Lage der Stadt am Rhein an den Transitstraßen von und nach Italien und der Provence rechnete man mit einem regen Zuzug von Universitätsbesuchern. Doch an die Kapazitäten der großen europäischen oder wenigstens der großen deutschen Universitäten konnte man nicht anknüpfen – schon gar nicht an die Frequenz der Erfurter Universität, eines erklärten Vorbildes für Basel, das sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in seiner Blütezeit befand und rund zweitausend Studierende ständig beherbergte.³⁷ Mit solchen Zahlen konnte man zu keiner Zeit konkurrieren. Das lag nicht einmal daran, dass Freiburg in der gleichen Region wie Basel rekrutierte und zudem im gleichen Sommersemester eröffnet wurde. Die Frequenz der Gründerjahre 1460/61 (jeweils rund 230 Personen) sollte der stärkste Zuspruch über-

36 Vgl. V. Redlich, Eine Universität auf dem Konzil in Basel, in: *Historisches Jahrbuch* 49 (1929), 92-101; ders., Die Basler Konzilsuniversität, in: *Glaube und Geschichte. Festgabe für Josef Lortz*, Bd. 2, Baden-Baden 1958, 355-361; J. Schweizer, Zur Vorgeschichte der Basler Universität 1432-1448, in: *Aus fünf Jahrhunderten schweizerischer Kirchengeschichte zum 60. Geburtstag v. P. Wernle*, Basel 1932, 1-21; Bonjour, Gründungsgeschichte (wie Anm. 34), 59-62; ders., Universität Basel (wie Anm. 34), 22-24; Borgolte, Rolle (wie Anm. 34), 114-119; B. Widmer, Enea Silvios Lob der Stadt Basel und seine Vorlagen, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 59 (1959), 111-138; dies. (Hg.), *Enea Silvio Piccolomini Papst Pius II. Ausgewählte Texte aus seinen Schriften*, Basel 1960, 21-23; M. A. Terzoli, *Aeneas Silvius Piccolomini und Basel / Enea Silvio Piccolomini e Basilea*, Basel 2005.

37 Schwinges, *Deutsche Universitätsbesucher* (wie Anm. 24), 93-105; ders., *Erfurts Universitätsbesucher im 15. Jahrhundert. Frequenz und räumliche Herkunft*, in: *Erfurt. Geschichte und Gegenwart*, hg. v. U. Weiß, Weimar 1995, 207-222.

haupt gewesen sein, den die Basler Universität in ihren ersten sechzig Jahren bis hin zur Reformation erlebte. Basel war sogar die einzige Universität unter denen des Reiches, auch im Vergleich zu Freiburg, die einem negativen Wachstumstrend folgte, bis schließlich 1528 nur noch ein einziger Student immatrikuliert wurde³⁸.

Woran lag das? Die Voraussetzungen waren doch günstig, Netzwerk und Wissen von Experten vorhanden, der Standort war nicht schlecht, wie man bis heute sieht, und der Wille aller Beteiligten war in Basel auf das gleiche Ziel gerichtet.

Über den Gründungsentwurf, das gelehrte Gutachten Heinrichs von Beinheim, des universitäts- und konzilerfahrenen Basler Rechtskonsulenten, und über den „Businessplan“ sind wir recht gut informiert³⁹. Auch Basel verhielt sich zunächst sehr typisch spätmittelalterlich und strebte nach Mitunternehmerschaft, nach Mit- und Mischfinanzierung im Verbund von Herren, regionaler Kirche und der Universitätsstadt bzw. Angehörigen ihrer städtischen Führungsschicht. Vor allem letztere, die wie anderswo, so auch hier oft wichtige fürstliche Gläubiger waren, machten die Finanzierung der Universität zu ihrem eigenen Interesse – nach demselben Muster übrigens, nach welchem sie Mitunternehmer fürstlicher Herrschaft sein konnten⁴⁰. Man erinnerte sich in Basel sehr wohl, dass man mit dem Habsburger Herzog Sigismund lohnende Kreditgeschäfte gemacht hatte und dachte zunächst daran, ihn mit Hinweis auf die Prosperität ganz Vorderösterreichs für eine Universität im ungleich stärkeren und größeren Basel statt im kleinen Freiburg zu gewinnen, natürlich in der Hoffnung, dass

38 Schwinges, *Deutsche Universitätsbesucher* (wie Anm. 24), 155-162 (Freiburg), 166-170 (Basel). Grundlage: *Die Matrikel der Universität Basel*, hg. v. H. G. Wackernagel, Bd. 1, 1460-1529, Basel 1951. Siehe dazu auch D. Mertens, *Austausch und Abgrenzung. Die oberrheinischen Universitäten an der Wende zum 16. Jahrhundert*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 102 (2002), 7-22, hier: 13 ff.

39 Das Gutachten in: *Basler Chroniken*. Bd. 5, Leipzig 1895, 465-469. Siehe dazu Bonjour, *Gründungsgeschichte*, 60 f., Sieber, *Motive* (beide wie Anm. 34), 114, 116.

40 Zu diesem ‚Geschäftsphänomen‘ siehe C. Hesse, *Amtsträger der Fürsten im spätmittelalterlichen Reich. Die Funktionselementen der lokalen Verwaltung in Bayern-Landshut, Hessen, Sachsen und Württemberg 1350-1515* (SHKBA 70), Göttingen 2005, 379-432. Im Bereich der Universität: ders., *Pfründen* (wie Anm. 10), 69-71.

sich das Unternehmen auch für sie rentieren werde⁴¹. Im Gründungsfonds für die Initialkosten von den Papstbulln über den Ankauf des Kollegienhauses und sonstige Einrichtungen bis zu den ersten Löhnen der Professoren lag die Summe von rund 2500 Gulden. Das war nach den Maßstäben der Zeit (allein im römisch-deutschen Reich) geradezu üppig. Die kurfürstlich brandenburgische Universität in Frankfurt an der Oder, in einer ähnlich bedeutenden Handels- und Gewerbestadt wie Basel, hatte 1506 nicht einmal die Hälfte davon zur Verfügung⁴². Doch das war nur die Anschubfinanzierung. Für die Folgezeit war auch in Basel der Zugang zur Pfründenkirche unverzichtbar – erst recht in Ermangelung eines Stadtherrn oder eines Landesfürsten mit entsprechendem Einzugsraum.

An sich lag Basel am Oberrhein, was Zahl und Wert der Dom-, Kollegiat- und Pfarrkirchen anbelangte, in einer recht gesegneten Kirchenlandschaft. Dessen war man sich bewusst, als man dem Papst eine Wunschliste von über zwanzig Pfründen vorlegte, sechs davon in Basel (Münster und St. Peter), sechs in der Eidgenossenschaft (Zürich, Felix und Regula; Zofingen, St. Mauritius; Solothurn, St. Ursus), der Rest im Elsass, in Baden und Schwaben in den Bistumsgebieten von Straßburg (St. Martin, Colmar), Basel (St. Ursanne) und Konstanz. Die jährlich erwarteten Einkünfte bemaßen sich auf über 1600 Gulden. Der Basler Verhandlungsführer an der römischen Kurie, Altbürgermeister Hans von Flachslan, hatte Auftrag, wenn nicht alles, so doch so viel wie möglich zu erreichen⁴³.

Das Problem war aber nicht die Bewilligung durch einen befreundeten Papst, sondern dass alle diese möglichen Einkünfte selbstverständlich auch in Basel nur auf dem Papier und damit grundsätzlich zur Disposition standen. Sie waren nur Zusagen, überdies von schwankendem Wert und, wie andernorts schon zu bemerken war, nicht selten von zäher Säumigkeit begleitet, wenn die lokalen Kräfte nicht überhaupt anderes im Sinn hatten, zumal auch die Freiburger Universität inzwischen als Pfründenkonkurrentin auftrat. Die Eidgenossen etwa

41 Vgl. Bonjour, Gründungsgeschichte (wie Anm. 34), 74 f.

42 Rosen, Universität Basel (wie Anm. 18), 147. Zum Frankfurter Vergleich M. Höhle, Universität und Reformation. Die Universität Frankfurt (Oder) von 1506 bis 1550 (BoBKG 25), Köln 2002, 47-49.

43 Sieber, Motive (wie Anm. 34), 117 f., gestützt auf Vischer, Geschichte, 20-22 und Bonjour, Gründungsgeschichte (beide wie Anm. 34), 73 f.

als Patronatsherren ihrer Stifte in den Gebieten von Zürich, Bern oder Solothurn dachten gar nicht daran, ihre Pfründeinkünfte der Basler Universität zu überlassen, auch nicht nach dem Beitritt Basels zur Eidgenossenschaft 1501. Die Verhandlungen darüber mit der Tagsatzung scheiterten 1504. Auch scheiterte die Inkorporierung des Basler Petersstifts in die Universität gänzlich bis zur Reformation⁴⁴.

Dass die Gründung nicht misslang, lag daher im Wesentlichen an der Stadt Basel selbst und jenen großbürgerlichen Kreisen, die mittelfristig an einen wirtschaftlichen Erfolg glaubten und sich und den Gewerblern und Handwerkern in der Stadt ausgerechnet hatten, dass bei einer Börse von zwanzig Gulden pro Student und Jahr – bei zehn bis zwölf Gulden lag um 1460 die steuerliche Armutsgrenze⁴⁵ – und der erwarteten Frequenz von tausend Studenten ein schöner Überschuss zu erzielen sei: *wo vil lute sye, da muße man ye gelept haben, das nit on gelts zugegan moge. Was gelts nu die studenten her bringen, das blipt hie im lande*⁴⁶. Man war also bereit zu investieren und hielt darüber hinaus nach Stiftungen und Schenkungen Ausschau, die man, verknüpft mit entsprechend geschickter Anlagepolitik, der Universität zuzuführen gedachte.

Doch schon das Eröffnungsjahr und das folgende mit 227 bzw. 228 Immatrikulationen muss alle Beteiligten tief enttäuscht haben⁴⁷. Selbst wenn man Freiburg hinzuzählen würde, um das Potential der Region zu ermessen, bliebe man weit unter den Erwartungen. Dabei hatten die Stiftungs- und Freiheitsbriefe des Papstes und der Stadt, die Werbebriefe und die Einladungsschreiben die Bildungs-, Markt- und Lebenskraft, auch die Lebensqualität in Basel und Umgebung in hellstem Lichte erscheinen lassen. Deutlich geworben hatte man zudem mit einer juristischen, sowohl kanonistischen als auch zivilistischen Ausrichtung der Universität, in der Hoffnung auf das Erscheinen ‚vornehmer Leute Kind‘ mit entsprechender Kaufkraft, geworben auch mit dem *mos italicus (iuxta ritum studiorum Italiae)*, italienisch-humanistisch gefärbter Rechtsgelehrsamkeit und italienischen Professoren. Dass zeigt nur zu klar, dass man anfangs über die unmittelbare Region (Vorderösterreich und Eidgenossenschaft) weit hinaus dachte und wie

44 Sieber, *Motive* (wie Anm. 34), 118.

45 Schwinges, *Deutsche Universitätsbesucher* (wie Anm. 24), 447.

46 Bonjour, *Gründungsgeschichte* (wie Anm. 34), 71.

47 Die Matrikel der Universität Basel (wie Anm. 38), 3–30.

die städtischen Vorbilder von Köln und Erfurt überregional zu rekrutieren hoffte⁴⁸.

In den Folgejahren holte die Realität die Neugründung ein. Die Immatrikulationen waren trotz gelegentlicher Ausreißer in einzelnen 70er bis 90er Jahren auf unter hundert gesunken und sollten bis zur Reformation im Durchschnitt nur noch die Zahl von sechzig bis siebenzig erreichen⁴⁹. Dies darf man aber nicht grundsätzlich als Misserfolg werten, sondern schlicht als Normalität in der mitteleuropäischen Universitätslandschaft, der Basel nun einmal angehörte. Überall haben Eröffnungsjahre eine spezifische Klientel, eine „Eröffnungsklientel“ angezogen, die oft gar nicht zu studieren und zu bleiben gedachte. Darunter waren solche, die man gerne einlud und die der Neugründung Ehre brachten – Prominenz eben wie Adelige, geistliche Würdenträger, gelehrte Räte, Honoratioren aus Stadt und Land –, Doktoren und Magister anderer Universitäten, natürlich auch Neugierige, Glücksritter, Pfründen- und Chancensuchende, und viele, die nur das akademische Bürgerrecht mit seinen geldwerten Vergünstigungen in der Stadt zu erlangen trachteten⁵⁰. In der Tat war eine Frequenz von hundert pro Jahr (bei etwa zwei- bis dreihundert wirklich Anwesenden) normal für eine Mittel-Stadt wie Basel mit achttausend Einwohnern, wenn auch am unteren Rande der Normalität, vergleichbar etwa Heidelberg, Greifswald, Freiburg oder Tübingen⁵¹. Und völlig normal war zudem, dass die Basler Universität wie alle anderen Universitäten „deutschen Typs“ in der übergroßen Mehrheit von Artisten bevölkert wurde, jenen jugendlichen Scholaren zwischen vierzehn und achtzehn Jahren, die dem Wirtschaftsfaktor und dem universitären Profil, jedenfalls noch um 1500, eine gewisse Bescheidenheit abverlang-

48 Vgl. Bonjour, Gründungsgeschichte (wie Anm. 34), 62-64; G. Kisch, Die Anfänge der Juristischen Fakultät der Universität Basel 1459-1529 (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel 15), Basel 1962, 42, 183; Sieber, Motive (wie Anm. 34), 118-120; ders., Die Universität Basel und die Eidgenossenschaft 1460-1529 (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel 10), Basel 1960.

49 Schwinges, Deutsche Universitätsbesucher (wie Anm. 24), 166-169; Mertens, Austausch (wie Anm. 38), 15-18.

50 Zum Phänomen „Eröffnungsklientel“ siehe Schwinges, ebd. 2, 53, 89, 108, 149 u. ö. (Register).

51 Ebd. 75-79, 150-153, 158-162, 181-184.

ten. Die meisten von ihnen hätten keine zwanzig Gulden pro Jahr aufbringen können: „Das waren ... spanische Schlösser“⁵².

Nicht normal indessen innerhalb der nordalpinen Verhältnisse war, dass man nicht nur von italienischen Freiheiten wie in Bologna und Pavia redete, sondern dortige Verfassungsfiguren am Rhein umsetzen, Basel also als Juristen-Universität Bologneser oder Paveser Musters einrichten wollte, und dies ausgerechnet in den schwierigen Anfangsjahren. Es ging um die Wahl des Rektors, und dabei kam es – einzig noch in der damaligen Universitätslandschaft – zu einem Konflikt, der an das frühe Prag und die Sezession der dortigen „Herren Juristen“ gemahnte⁵³. Unter allen Argumenten für die Einführung des italienischen Scholarenrektorats fielen solche, die die Herrenmentalität der Juristen widerspiegeln, besonders stark ins Gewicht: Die juristische Fakultät als Ort der Reichen und der Standespersonen, der *Fürsten, Grafen, Fryen, und Herrn kinde, Thumherrn und ander lüte von eren*, habe mit den übrigen Fakultäten nichts gemein und könne sich nicht von deren Rektoren regieren lassen⁵⁴.

Die Stadt gab den Rechtsstudenten zunächst nach, denn man hatte ja gerade auf das Kommen dieser Klientel gesetzt, italienische und nicht deutsche Verhältnisse im Blick, zog dafür aber den Protest der übrigen drei Fakultäten auf sich, am massivsten und mit mehrheitlichem Nachdruck den der Artisten. Der Streit währte über fünfzehn Jahre von 1462 bis 1477. Dabei musste auch damals klar sein, dass ein Rangkonflikt an einer Vier-Fakultäten-Universität des deutschen Typs und dazu das Fernhalten von Professoren vom Rektorat längst unhaltbar waren. Basel war mit diesem Verfassungsunikat (nicht durch den Verlust „italienischer Demokratie“⁵⁵) in eine Außenseiterposition gedrängt worden, die sich an den abnehmenden Immatrikulationen ablesen ließ und dem Rat durchaus Sorgen bereitete. Schließlich musste die

52 Rosen, Universität Basel (wie Anm. 18), 176 („Milchmädchenrechnung“). Zum Artistenprofil siehe Schwinges, Student (wie Anm. 27), 182-184.

53 Dazu im Folgenden Vischer, Geschichte (wie Anm. 34), 102-104; Kisch, Anfänge (wie Anm. 48), 55-58; Schwinges, Deutsche Universitätsbesucher (wie Anm. 24), 365 f.; ders., Rektorwahlen. Ein Beitrag zur Verfassungs-, Sozial- und Universitätsgeschichte des alten Reiches im 15. Jahrhundert (VKAMAG, Sonderband 38), Sigmaringen 1992, 24-26.

54 Zitiert nach Vischer, Geschichte (wie Anm. 34), 317.

55 So Bonjour, Universität Basel (wie Anm. 34), 51.

Stadt als Trägerin der Universität regulierend eingreifen. Mit der Wahlordnung von 1480/81 war die Zeit der einseitigen Ansprüche endgültig vorbei. Man hatte eingesehen, dass der Bestand der Gesamtuniversität mit über achtzig Prozent Artisten genauso wichtig war wie das ungeprüfte Bild eines „italienischen“ Studiums der Rechte. Für die Zeit um 1500 war es jetzt jedoch zu spät, den Prozess noch in Gegenrichtung zu steuern und die Gesamtuniversität zu beleben, wie es dem Nachbarn in Freiburg bescheiden, aber stetig gelungen war⁵⁶. Für den Universitätsstandort Basel sollte erst die Reformation von 1529 die entscheidende Wende und einen gedeihlichen Neubeginn bringen⁵⁷.

56 Schwinges, *Deutsche Universitätsbesucher* (wie Anm. 24), 158-161.

57 M. Sieber, *Die Universität Basel nach Einführung der Reformation*, in: *Die Universität in Alteuropa*, hg. v. A. Patschovsky/H. Rabe, Konstanz 1994, 69-83.

Ausbildung im Dienst der Kirche und Stadt. Die Universität Basel im Zeitalter der Renaissance und Reformation

VON AMY NELSON BURNETT

Am 9. Februar 1529 brach im Basler Münster ein Bildersturm los, der sich rasch auf die anderen Kirchen der Stadt ausweitete. Das Holz der zerstörten Bilder wurde am Folgetag, dem Aschermittwoch, vor den Kirchportalen dem Feuer preisgegeben. Damit war der Funke entzündet, der den Rat dazu trieb, die Messe und andere Formen des katholischen Kultus endgültig abzuschaffen und die Basler Kirche vollständig unter staatliche Aufsicht zu stellen. Am 1. April erliess er eine Reformationsordnung (Abb. 1), die neue institutionelle Strukturen schuf, die Aufsicht über den Klerus regelte und die sittliche Gesetzgebung der Stadt verschärfte¹.

Mit dem Bekenntnis zum evangelischen Glauben entsprach der Rat dem Wunsch der Mehrheit seiner Bürger und Bürgerinnen, doch eine Minderheit fühlte sich nach wie vor der katholischen Kirche verpflichtet. Zu dieser Minderheit gehörten unter anderem Erasmus von Rotterdam, Basels berühmtester Einwohner, sowie die Mitglieder des Domstifts und ein Großteil der Universitätsangehörigen, die nach Freiburg im Breisgau auswanderten. Kurz entschlossen reagierte der Rat,

1 Die Ereignisse sind beschrieben bei P. Roth, Die Durchführung der Reformation in Basel 1529-1530 (Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige 121), Basel 1943, 13-15; zur Bedeutung des Datums vgl. L. P. Wandel, *Voracious Idols and Violent Hands. Iconoclasm in Reformation Zurich, Strasbourg, and Basel*, Cambridge 1995, 149-189; zur Reformationsordnung vgl. *Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation in den Jahren 1519 bis Anfang 1534*, 6 Bde., hg. v. E. Dürr/P. Roth, Basel 1921-1950, Bd. 3, 383-409. — Ich danke Frau Sara Stöcklin für die Übersetzung dieses Absatzes.

indem er die Universität vorübergehend schließen und ihre Akten und Insignien konfiszieren ließ. Damit wollte er verhindern, dass die abwandernden Professoren die Hoheitszeichen der Universität mitnehmen und die Bildungsanstalt außerhalb der Stadt weiterführen konnten.

Von außen betrachtet war die Reformation eine Katastrophe für die Basler Universität. Unbestritten ist, dass sie eine Zäsur darstellte zwischen der mittelalterlichen Universität und der protestantischen Institution, die 1532 ihren Betrieb offiziell wieder aufnahm. Viele der fundamentalen Veränderungen, die die Universität Basel im frühen 16. Jahrhundert durchlief, waren von der dreijährigen Unterbrechung überschattet. In der Stadt des Erasmus hatte die Verknüpfung von Reformen in den Bereichen von Bildung und Religion bereits in den ersten drei Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts tiefgreifende Veränderungen möglich gemacht. Indem das traditionelle akademische Gefüge mit seinen festgefahrenen Strukturen aufgebrochen wurde, konnten die schon vorhandenen Impulse von der Universität neu aufgenommen werden. Mit Blick auf die langfristigen Auswirkungen der Renaissance- und Reformationsbewegung soll im Folgenden gefragt werden, was sich in der Universität Basel infolge der Reformation veränderte, und was Bestand hatte.

1. Die spätmittelalterliche Universität

Um die Veränderungen zu verstehen, die die Universität Basel im 16. Jahrhundert durchlief, müssen wir einen Blick zurückwerfen auf das erste halbe Jahrhundert ihres Bestehens. In vielerlei Hinsicht war die Universität typisch für ihre Zeit. Seit ihrer Gründung 1460 galt es als ihre Aufgabe, gelehrte und fromme Lehrer und Verwalter für Kirche und Staat auszubilden. Die höchsten Positionen in diesen beiden Institutionen waren zwar nach wie vor jenen vorbehalten, die sich dank familiärer Herkunft, Vermögen und sozialer Vernetzung einer privilegierten Stellung erfreuten. Doch die zunehmende Bürokratisierung von Kirche und Staat erforderte Personal, das in Latein und Recht versiert war, und die Frömmigkeitsbewegungen unter Laien im späten 15. Jahrhundert verlangten nach ausgebildeten Predigern, Pfarrern und geistlichen Beratern. Die neue Universität war für die Stadtväter eine

Chance, beiden Bedürfnissen gerecht zu werden. Gleichzeitig erhofften sie sich, damit zum guten Ruf der Stadt beizutragen und ihre Attraktivität für Studenten – und deren Geld – aus ganz Europa zu steigern.

Die neue Universität zu finanzieren, war ein Gemeinschaftsprojekt. Die Stadt kam für einige Löhne auf, während die Kirche für weitere Professoren Pfründe in und außerhalb von Basel zur Verfügung stellte². Doch trotz der finanziellen Beteiligung der Stadt war die Universität eine kirchliche Institution, deren Angehörige entsprechend ausgenommen waren von der städtischen Gerichtsbarkeit. Zudem gewährte ihr die Stadt beachtliche steuerliche und rechtliche Privilegien. Obwohl der Bischof von Basel als Kanzler das offizielle Oberhaupt der Universität war, lag die eigentliche Leitung in den Händen des Rektors, der halbjährlich neu gewählt wurde³.

Die Professoren der Universität waren verpflichtet, entsprechend dem vorgegebenen Lehrplan regelmäßige öffentliche Vorlesungen zu halten und an wöchentlichen Disputationen teilzunehmen. Die *ordinarii* bildeten den Kern der vier Fakultäten, deren Lehrkörper jedoch wesentlich größer war. Studenten, die den Grad des Magisters erwarben, waren verpflichtet, ein Jahr lang an der Artistenfakultät zu unterrichten. Für diejenigen, die an einer der höheren Fakultäten weiterstudierten – Theologie, Recht oder Medizin – gehörte das Halten von Vorlesungen zu den Pflichtleistungen für die Erlangung weiterer akademischer Grade. Andere Gelehrte etablierten sich als Privatdozenten, indem sie als Ergänzung zum universitären Lehrplan Förderunterricht anboten – natürlich gegen entsprechende Bezahlung. Das umfassende Angebot, das so entstand, führte dazu, dass die Art und Qualität der Bildung eines Studenten wesentlich von seinen finanziellen Mitteln abhing.

Einige der Studenten in Basel wurden bereits von der Kirche unterstützt, als sie sich immatrikulierten, sei es aufgrund ihrer Ordenszugehörigkeit oder weil sie von Pfründen profitierten. Obwohl es weithin als Missbrauch angesehen wurde, fernab der eigenen Pfründen von deren Erträgen zu leben, entband die Kirche die Studenten von der Resi-

2 E. Bonjour, Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1460-1960, Basel 1960, 28 f.; M. Sieber beschreibt die Schwierigkeiten, die Pfründe in Anspruch zu nehmen: Die Universität Basel und die Eidgenossenschaft 1460 bis 1629. Eidgenössische Studenten in Basel (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel 10), Basel 1960, 17-20.

3 Bonjour, Universität Basel (wie Anm. 2), 41 f., 50-52.

denzpflicht und ermöglichte ihnen damit ihre Ausbildung. Ein Beispiel für diese Praxis ist der junge Johannes Calvin. Seine frühen Studien an der Pariser Universität konnte er durch eine Kaplanspfründe der Kathedrale seiner Heimatstadt *Noyon* finanzieren⁴. Andere Studenten gingen ganz ohne fremde Mittel an die Universität, in der Hoffnung, ihre Ausbildung würde ihnen zu lukrativen Pfründen verhelfen.

Studenten konnten sich an einer Universität immatrikulieren, sobald ihre Lateinkenntnisse ausreichten, um dem Unterricht zu folgen. In Vorlesungen wurden vorgeschriebene Texte diktiert und erläutert. An der Artistenfakultät lernten Studenten in den ersten Jahren Dialektik mittels der aristotelischen Werke über Logik, während diejenigen, die bereits den Grad des Baccalaureus erworben hatten, die aristotelische Ethik und Physik sowie die vier Disziplinen des Quadrivium behandelten: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Die höheren Fakultäten waren ähnlich strukturiert. Vorlesungen basierten für die Mediziner auf den kanonischen Texten von Galen und Hippokrates, für die Juristen auf römischem und kanonischem Recht, für die Theologen auf der Bibel und den *Sententiae* von Petrus Lombardus⁵.

Angehende Studenten waren oft erst zwölf- oder dreizehnjährig – doch selbst ältere Jahrgänge hatten Mühe damit, den umfangreichen Stoff der öffentlichen Vorlesungen zu bewältigen. Aus diesem Grund verpflichteten viele mittelalterliche Universitäten, so auch diejenige in Basel, ihre jungen Studenten dazu, in betreuten Wohngemeinschaften, sogenannten „Bursen“, zu leben. Dort wurden sie diszipliniert und ihr unterschiedlicher Bildungsstand mit zusätzlichem Unterricht ausgeglichen. Eine strenge Hausordnung regelte den Tagesablauf, Mahlzeiten und Kleidung sowie die Freizeit: Verboten waren Spiele, das Tragen von Waffen und der Kontakt mit „unehrenhaften Frauen“ (*mulieres inhonestae*)⁶. Im zweiten und dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts

4 L. E. Boyle, Aspects of Clerical Education in Fourteenth-Century England, in: *The Fourteenth Century (Acta IV)*, ed. by P. E. Szarmach/B. S. Levy, Binghampton NY 1977, 19–32; W. H. Neuser, Johann Calvin. Leben und Werk in seiner Frühzeit 1509–1541 (*Reformed Historical Theology* 6), Göttingen 2009, 31 f.

5 Die Bücher, die von Studenten an der Artistenfakultät behandelt werden sollten, sind in den Statuten der Fakultät aufgelistet, vgl. Die Statuten der philosophischen Fakultät der Universität Basel, hg. v. C. C. Bernoulli, Basel 1907, 25–27.

6 Statuten (wie Anm. 5), 22.

leitete der Humanist Heinrich Loriti, bekannt unter dem Namen Glarean, eine Basler Burse, die für ihren Unterricht in den humanistischen Disziplinen berühmt wurde⁷.

Der Name Glarean führt uns zu der Eigenschaft, die die Basler Universität vor allen anderen auszeichnete. Es handelt sich um die enge Verbindung zwischen der Universität, den Buchdruckern und den humanistischen Kreisen um Erasmus. Keine andere Universität in Europa war so eng mit Buchdruck und Humanismus verknüpft.

Dass Basels frühe Druckereien nur wenige Jahre nach der Universität gegründet wurden, erwies sich als schicksalhaft für die gemeinsame Entwicklung. Von den anderen bedeutenden Zentren des Buchdrucks – Augsburg, Nürnberg, Straßburg und Köln – hatte nur letztgenannte Stadt eine Universität, und diese genoss den Ruf einer Bastion der Scholastik im Gegensatz zum Humanismus⁸. Diejenigen Universitätsstädte, in denen humanistische Kreise beheimatet waren – etwa Heidelberg, Erfurt und Wien – brachten keine bedeutenden Druckerwerkstätten hervor. Dasselbe lässt sich in ganz Europa beobachten. Von den zehn Städten mit der größten Anzahl von Druckerzeugnissen zwischen 1480 und 1482 hatten neben Köln und Basel nur Rom und Paris eine Universität (Tab. 1). Basel ist mit rund 10 000 Einwohnern der mit Abstand kleinste Ort, produzierte jedoch fast so viele Drucke wie Straßburg, welches doppelt so groß war. Die anderen deutschen Städte auf besagter Rangliste waren drei bis viermal so groß wie Basel, während das italienische Venedig und Mailand je mindestens hunderttausend und Paris, als vermutlich größte Stadt Europas, über zweihunderttausend Einwohner zählte. Die vorhandenen Papiermühlen und Basels ideale Verkehrslage förderten die Druckerindustrie, doch ebenso die Anwesenheit zahlreicher Gelehrter, die sich als Herausgeber, Lektoren und Korrektoren lateinischer Texte anboten. Dies zeigt

7 Bonjour, Universität Basel (wie Anm. 2), 74-77; M. Sieber, Ungehobelte Studenten, Wölfe und singende Professoren. Das Basler Universitätsleben im ausgehenden Mittelalter, in: Begegnungen mit dem Mittelalter in Basel. Eine Vortragsreihe zur mediävistischen Forschung, hg. v. S. Slanička, Basel 2000, 123-141. Über Glarean F. Büsser, Heinrich Glareanus, in: *Contemporaries of Erasmus. A Biographical Register of the Renaissance and Reformation*, 3 Bde., hg. v. P. G. Bietenholz/T. Deutscher, Toronto 1985-1987, Bd. 2, 105-108.

8 Leipzig entwickelte sich gegen Ende des Jahrhunderts zu einem Hauptzentrum des Buchdrucks, doch wie Köln hatte es keine enge Verbindung zum Humanismus.

sich am hohen Anteil lateinischer Drucke im Vergleich zu solchen in deutscher Sprache⁹.

Tabelle 1: Anzahl gedruckter Inkunabeln 1480-1482

Stadt	Bevölkerung ca. 1500 ¹⁰	Drucke 1480-82 ¹¹
Venedig	120 000	156
Mailand	100 000	82
Augsburg	30 000	67
Nürnberg	28 000	53
Florenz	50 000	48
Köln	40 000	44
Paris	200 000	35
Rom	50 000	34
Straßburg	20 000	28
Basel	10 000	24

Es war nicht zuletzt den Druckerwerkstätten zu verdanken, dass Basel im frühen 16. Jahrhundert zunehmend den Ruf eines Zentrums und Brennpunktes des Humanismus genoss. Die Bedeutung der Stadt für die Entwicklung des Humanismus äusserte sich verschiedentlich.

9 E. Studer, Magister und Buchdrucker in Basel, in: *Typographische Monatsblätter* 79 (1960), 374-381; P. L. Van der Haegen, *Der frühe Basler Buchdruck* (Schriften der Universitätsbibliothek Basel 5), Basel 2001, 29-31, 121-124.

10 Frühe Bevölkerungsstatistiken sind bekanntermassen unzuverlässig; meine Angaben basieren auf *The Encyclopedia of the Renaissance*, ed. by P. F. Grendler, New York 1999, Bd. 2, 328 (Florenz), Bd. 4, 400 (Paris), Bd. 5, 348 (Rom); F. C. Lane, *Venice. A Maritime Republic*, Baltimore 1973, 19; H. Eiden/F. Irsigler, *Environs and Hinterland. Cologne and Nuremberg in the Later Middle Ages*, in: *Trade, Urban Hinterlands and Market Integration c. 1300-1600*, ed. by J. A. Galloway, London 2000, 43-57; B. Rajkay, *Die Bevölkerungsentwicklung von 1500-1648*, in: *Geschichte der Stadt Augsburg*, hg. v. G. Gottlieb u. a., Stuttgart 1984, 252-258; J.-P. Kinz, *Notes sur quelques aspects démographiques de la ville de Strasbourg*, in: *Strasbourg au Coeur Religieux du XVIe Siècle. Hommage à Lucien Febvre*, éd. G. Livet/F. Rapp, Strasbourg 1977, 13; H. R. Guggisberg, *Basel in the Sixteenth Century. Aspects of the City Republic before, during, and after the Reformation*, St. Louis 1982, 3.

11 Statistik von L. Febvre/H.-J. Martin, *The Coming of the Book. The Impact of Printing 1450-1800*, London 1976, 181-183.

Zum einen gaben die Drucker sowohl Werke klassischer Autoren als auch solche zeitgenössischer italienischer Humanisten neu heraus. Damit trugen sie zu ihrer Verfügbarkeit und Verbreitung nördlich der Alpen bei und begünstigten die Aufnahme kultureller Aspekte der Renaissance außerhalb Italiens¹². Zum anderen förderte die Anwesenheit von Erasmus seit 1514 und seine enge Verbindung mit dem Drucker Johannes Froben die Wahrnehmung einer dezidiert religiösen Ausprägung des Humanismus, welche das Studium und die Herausgabe von Werken griechischer und lateinischer Kirchenväter mit dem Anliegen persönlicher Frömmigkeit und Sittsamkeit durch umfassende humanistische Bildung verband¹³.

Bis zum Vorabend der Reformation blieb die Verbindung von Buchdruck, Humanismus und Universität indirekt. Sie war nicht institutionalisiert, sondern ergab sich aus den persönlichen Beziehungen und gemeinsamen Interessen der verschiedenen Exponenten. Obwohl die Humanisten sehr an Bildung interessiert waren, besonders am Studium klassischer Sprachen und Literatur, konzentrierte sich der universitäre Lehrplan nach wie vor auf die philosophischen und wissenschaftlichen Werke des Aristoteles. Nebst vielem anderem sollte gerade dies durch die Reformation anders werden.

2. Die Reformation

Die Umgestaltung der Universität infolge der Einführung der Reformation geschah weniger plötzlich und umfassend, als es auf den ersten Blick scheint. Im Jahrzehnt zwischen der ersten Veröffentlichung von Luthers Werken in Basel und dem Erlass der Reformationsordnung hatte die Universität bereits einige Veränderungen erfahren. Wie an

12 F. Luchsinger, *Der Basler Buchdruck als Vermittler italienischen Geistes*, 1470-1529 (BBGW 45), Basel 1953; P. Bietenholz, *Der italienische Humanismus und die Blütezeit des Buchdrucks* (BBGW 73), Basel 1959.

13 Guggisberg, Basel (wie Anm. 10), 10-17; E. Hilgert, *Johann Froben and the Basel University Scholars, 1513-1523*, in: *Library Quarterly* 41 (1971), 141-169; J. S. Hirstein, *Wolfgang Capito and the Other Docti in Johann Froben's Basel Print Shop*, in: *Reformation Sources. The Letters of Wolfgang Capito and His Fellow Reformers in Alsace and Switzerland*, ed. by E. Rummel/M. Kooistra, Toronto 2007, 19-45.

den meisten deutschen Universitäten brachen die Studentenzahlen ein. Während sich 1520/21 noch 67 Studenten immatrikulierten, waren es sechs Jahre später nur zehn¹⁴. Gleichzeitig erlebte die theologische Fakultät bedeutsame personelle Umwälzungen. Der Guardian des Barfüsserklosters, Conrad Pellikan, und zwei seiner Ordensbrüder waren 1523 vom Provinzial des Franziskanerordens, Caspar Schatzgeyer, wegen ihrer Unterstützung evangelischer Anliegen mit dem Ausschluss bedroht worden. Der Rat, statt sich hinter den Orden zu stellen, entließ daraufhin vier Professoren, darunter zwei Theologen, die Schatzgeyer unterstützt hatten. Sie wurden durch Pellikan und Johannes Oekolampad (Abb. 2) ersetzt, der nach seiner Flucht aus einem Kloster in der Nähe von Augsburg in Basel Zuflucht gefunden hatte.

Die beiden neuen Professoren wurden bald zu leitenden Figuren der Basler Reformationsbewegung. Sie erneuerten auch die Art und Weise, wie Theologie an der Universität unterrichtet wurde. Vor allem konzentrierte sich der Unterricht nun weniger auf die *Sententiae* von Lombardus, sondern vermehrt auf die biblischen Texte selbst. Diese wurden nicht mehr aus der lateinischen Vulgata vorgetragen, der Übersetzung des Hieronymus aus dem 4. Jahrhundert, sondern im ursprünglichen Hebräisch und Griechisch des Alten und Neuen Testaments. Oekolampad führte eine Unterrichtsform ein, die in Zürich und anderen Orten übernommen werden sollte. Er begann seine Vorlesung mit der Übersetzung eines hebräischen Texts, verglich ihn mit der antiken griechischen Übersetzung des Alten Testaments, der Septuaginta, und erläuterte und interpretierte die Verse danach auf Lateinisch. Zum Schluss gab das Läuten einer Glocke das Signal zur Öffnung der Vorlesung für ein breiteres Publikum, welchem er in deutscher Sprache eine Predigt zur konkreten Anwendung des Textes anbot. Diese Vorlesungen erfreuten sich immenser Beliebtheit. Ein Zeitgenosse berichtet, dass zusätzlich zu Studenten und Priestern über 400 Bürger herbeikamen, um an Oekolampads Unterricht teilzunehmen¹⁵.

14 Zahlen der Immatrikulationen nach: Die Matrikel der Universität Basel, hg. v. H. G. Wackernagel, 5 Bde., Basel 1951-1980 [im Folgenden: BM], Bd. 1, 345-364; über den Einfluss der Reformation auf den Universitätsbesuch generell siehe F. Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart (ASGW.PH 24,2), Leipzig 1904, 52-64.

15 Briefe und Akten zum Leben Oekolampads, zum vierhundertjährigen Jubiläum der Basler Reformation, 2 Bde., hg. v. E. Staehelin (QFRG 10, 19), Leipzig

Die theologischen Vorlesungen wurden selbst dann fortgeführt, als die Universität 1529 kurzfristig geschlossen wurde. Auch in anderen Fakultäten wurden weiterhin Vorlesungen gehalten, da der Rat den verbleibenden Professoren weiterhin ihr Gehalt auszahlte. Im August 1529 berichtete Oekolampad, dass zwei Professoren der Artistenfakultät ihre Vorlesungen eingestellt hatten, und gewann Simon Grynaeus aus Heidelberg als Dozenten für den Griechischunterricht. Auch Bonifacius Amberbach und Oswald Bär führten ihre Vorlesungen in Recht bzw. Medizin weiter¹⁶. Doch es wurden keine Promotionen durchgeführt, und es gab keine neuen Immatrikulationen. Wenn die Stadt ihre Universität behalten wollte, so stellte sich klar heraus, müsste sie Reformen durchführen, die neue Studenten anzogen.

Es nahm mehr als ein Jahrzehnt in Anspruch, um eine Einigung darüber zu erzielen, was diese Reformen beinhalten sollten. Die Gutachten, Edikte, Statuten und Studienordnungen der 1530er und 1540er Jahre zeigen, dass vor allem drei Themen im Zentrum der Diskussion von Professoren und Ratsherren standen. An erster Stelle stand die Frage nach dem Verhältnis von Universität und Magistrat. Zweitens galt es, geeignete Lehrpläne innerhalb jeder Fakultät zu erarbeiten, und drittens eine solide finanzielle Grundlage für die Löhne der Professoren und Stipendien für Studenten zu schaffen.

Da die rechtliche Unterscheidung zwischen Klerus und Laien aufgehoben worden war und der Rat die Kirche seiner Aufsicht unterstellt hatte, musste das Verhältnis von Pfarrern, Universität und Obrigkeit neu definiert werden. Die Statuten, die nach der Neueröffnung der Universität 1532 in Geltung gesetzt wurden, machten deutlich, dass die Universität keine eigenständige Institution auf gleicher Ebene wie der

1927-1934, Bd. 1, 219-220; A. N. Burnett, *Preparing the Pastors. Theological Education and Pastoral Training in Basel*, in: *History Has Many Voices*, ed. by L. P. Wandel, Kirksville 2003, 131-151, bes. 135 f. Die Reformationsordnung von 1529 schrieb das Glockengeläut vor, vermutlich auf der Grundlage vorgängiger Praxis, *Aktensammlung* (wie Anm. 1), Bd. 3, 396.

16 E. Staehelin, *Das theologische Lebenswerk Johannes Oekolampads* (QFRG 21), Leipzig 1939, 545; *Briefe* (wie Anm. 15), Bd. 2, 350-352, Nr. 681. Die Professoren der Artistenfakultät waren Johann Sichard und Alban zum Tor. Zum Tor verließ Basel vermutlich 1533, um in Frankreich Medizin zu studieren; 1535 kehrte er zur Universität zurück und erhielt eine Professur an der medizinischen Fakultät, die er bis zu seinem Tod 1549 innehatte; R. Thommen, *Geschichte der Universität Basel, 1532-1632*, Basel 1889, 218-229.

Rat war, sondern diesem nunmehr untergeordnet wurde. Obwohl Rektor und Regenz, bestehend aus den *ordinarii* der vier Fakultäten, ein gewisses Mass an Selbstbestimmung bewahren konnten, verlor die Universität die meisten der Rechte und Steuerprivilegien, die ihr im 15. Jahrhundert zugesprochen worden waren¹⁷. Der Rat mischte sich nicht direkt in ihre Angelegenheiten ein, sondern liess seine Interessen durch die Deputaten vertreten, einer Kommission aus drei Ratsherren und dem Stadtschreiber. Die Deputaten nahmen bereits im 15. Jahrhundert als Bindeglied zwischen Stadt und Universität eine wichtige Funktion ein – mit der Reformation wurde ihre Verantwortlichkeit auf die Kirchen und Schulen der Stadt ausgeweitet. Ihr Einfluss kam vor allem bei Neuanstellungen und Lohnverhandlungen zur Geltung¹⁸.

Die Statuten von 1532 äussern sich nicht zur Beziehung zwischen Universität und Basler Kirche, einem Thema, das gegen Ende des Jahrzehnts zu einem erbitterten Streit führte. Im Sommer 1538 verlangte eine Kommission der Universität eine Revision der Statuten, die beinhaltete, dass alle Pfarrer sich an der theologischen Fakultät immatrikulieren und ihrer Autorität unterstehen sollten¹⁹. Oswald Myconius, Oekolampads Nachfolger als Münsterpfarrer, wehrte sich mit einigen Mitstreitern vehement gegen diese Bestimmung. Im Widerstand gegen die Immatrikulationspflicht äusserte sich ein schwellender Konflikt zwischen dem evangelischen Klerus und dem Rat. An den Synoden der 1530er Jahre hatten sich die Pfarrer wiederholt darüber beklagt, dass die Regierung die Sittengesetze nicht durchsetzte und gegen diejenigen nicht vorging, die dem Evangelium und seinen Dienern den gebührenden Respekt verweigerten. In diesem Zusammenhang empfand Myconius die Immatrikulationspflicht, die mit einem Gehorsamseid gegenüber Amtsträgern der Universität verbunden war, als Vorwand

17 Thommen, Geschichte (wie Anm. 16), 13-17; eine Edition der Statuten, 312-316.

18 Über den Ursprung der Kommission vgl. Bonjour, Universität Basel (wie Anm. 2), 44-45; über die Ausweitung der Verantwortlichkeiten im 16. Jahrhundert H. Füglistler, Handwerksregiment. Untersuchungen und Materialien zur sozialen und politischen Struktur der Stadt Basel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Basel 1981, 234; Thommen, Geschichte (wie Anm. 16), 45.

19 Die ausführlichste Darstellung der Kontroverse findet sich noch immer bei T. Burckhardt-Biedermann, Die Erneuerung der Universität zu Basel in den Jahren 1529-1539, Beiträge zur vaterländischen Geschichte 14 (1896), 401-487, bes. 448-478. Ebenso umstritten war die Forderung, den Professoren aller Fakultäten müssten angemessene akademische Grade verliehen werden.

zur Einschränkung der kirchlichen Unabhängigkeit und Unterwerfung des Klerus durch die Behörden. Die Befürworter der neuen Statuten interpretierten die Bestimmung anders. Sie waren der Ansicht, dass die Kleriker einer grösseren Körperschaft angehören sollten, so wie alle anderen Basler Bürger Mitglieder einer Zunft waren. Als „Zunft“ des Klerus sollte die Universität dienen. Myconius hätte sich womöglich weniger stark gegen die Idee gewehrt, hätte die Universität ihre Unabhängigkeit vom Magistrat bewahrt – doch eben diese war in den Statuten von 1532 aufgegeben worden. Myconius empfand die Immatrikulationspflicht deshalb als Angriff auf das Recht des Klerus, seine geistliche Autorität ohne Einmischung des Magistrats auszuüben, und machte die Angelegenheit zur Prinzipienfrage. Sein Protest blieb dennoch ohne Erfolg, und die Statuten wurden im Juli 1539 in Geltung gesetzt (Abb. 3). Die Pfarrer, die nicht bereits der Universität zugehörig waren, immatrikulierten sich bald danach²⁰.

Die Überarbeitung der Lehrpläne im Verlauf des ersten Jahrzehnts nach der Neueröffnung zeigt einen weiteren deutlichen Bruch mit der mittelalterlichen Vergangenheit. Im Rahmen der Überarbeitung wurden nicht nur neue Fächer eingeführt, es wurde auch ein neuer Ansatz bei den üblichen Bestandteilen des Lehrplans verfolgt. Er nahm das humanistische Anliegen *ad fontes* auf – „zurück zu den Quellen“. 1530 unterbreitete Oekolampad dem Rat in einem Gutachten seine Vorschläge zur Umgestaltung der Universität²¹. Darin beschrieb er sowohl den Inhalt als auch die Form des Unterrichts, der ihm vorschwebte. Die

20 BM Bd. 2, 22 f., Nr. 5-8, 10. Sie alle waren Diakone oder Hilfspfarrer der städtischen Kirchen. Drei der vier Pfarrherren – Myconius, Karlstadt und Wisenburg – waren bereits Professoren, die ersten beiden in der Theologie und der dritte in Mathematik. Marx Bertschi, der Pfarrer von St. Leonhard, hatte sich immatrikuliert, als er 1512 nach Basel kam, BM Bd. 1, 311. Eine ausführlichere Diskussion über den Zusammenhang des Konflikts um die Statuten findet sich bei A. N. Burnett, „Kilchen ist uff dem Radthus? Conflicting Views of Magistrate and Ministry in Early Reformation Basel“, in: Debatten über die Legitimation von Herrschaft. Politische Sprachen in der Frühen Neuzeit, hg. v. L. Schorn-Schütte/S. Tode, Berlin 2006, 49-65. Vgl. zuletzt S. Buckwalter, Neues Universitätsstatut von 1532/39, in: Schatzkammern der Universität Basel. Die Anfänge einer 550-jährigen Geschichte, hg. v. M. Wallraff/S. Stöcklin-Kaldewey, Basel 2010, 118 f.

21 Abgedruckt bei Thommen, Geschichte (wie Anm. 16), 301-308, vgl. auch M. Weber, in: Schatzkammern (wie Anm. 20), 114 f.

Vorlesungen der drei höheren Fakultäten sollten den Schlüsseltexten ihres Fachs in ihrer Originalsprache gewidmet sein. In der Theologie sollten Neues und Altes Testament „noch hebreischer [...] und griechischer worheit“ gelehrt werden. Auch in der Medizin sollte mindestens eine Vorlesung auf den griechischen Text ausgerichtet sein. Die Juristen sollten ihre Zuhörer nicht „mit vil commentarien und glossen“ befrachten, sondern nur die hilfreichsten auswählen. Oekolampads Pläne für die Artistenfakultät waren im Vergleich zum mittelalterlichen Lehrplan, der den Schwerpunkt bei der aristotelischen Dialektik setzte, noch revolutionärer. Griechisch und Hebräisch sollten nunmehr, mit je einem Lehrstuhl, ihren festen Platz im Unterricht erhalten. Dazu sollte die Artistenfakultät eine Professur für Dialektik und Rhetorik einrichten – mit dem Schwerpunkt auf letzterem –, eine für aristotelische Physik und Ethik und eine für Mathematik, Kosmographie und Musik. Nach Oekolampads Vision war das Ziel der humanistischen Grundbildung die Beherrschung der alten Sprachen mit einem Augenmerk auf Philologie und Rhetorik. Diejenigen, die an höheren Fakultäten studierten, sollten die erworbenen Fähigkeiten beim Studium der grundlegenden Texte ihrer Disziplin zur Anwendung bringen. Die Dialektik verlor ihren Rang als wichtigster Gegenstand des Unterrichts auf der Stufe des Baccalaureats – sie wurde der Rhetorik nachgeordnet.

Oekolampad war nicht der einzige, der sich dafür einsetzte, den Lehrplan nach humanistischer Manier zu reformieren. Weitere Gutachten, die 1536 zu den Lehrplänen der höheren Fakultäten eingereicht wurden, teilen das Anliegen eines Studiums der Quellentexte in den Originalsprachen²². Umgesetzt wurde die neue Priorität in mehreren Studienordnungen der Artistenfakultät zwischen 1540 und 1551²³. Die Verordnungen schrieben die Abfolge des Studiums vor, an die jeder Student gebunden war, der sich in den kommenden zwei Generationen

22 Die Gutachten wurden verfasst von Andreas Karlstadt für Theologie, Petrus Pitrellius für Recht und Sebastian Sinckeler für Medizin, abgedruckt bei Thommen, *Geschichte* (wie Anm. 16), 319-324.

23 Das Folgende basiert auf den drei Studienordnungen von 1540, 1544 und 1551, abgedruckt bei Thommen, *Geschichte* (wie Anm. 16), 339-344; eine ausführliche Diskussion der Ordnungen findet sich bei A. N. Burnett, *Teaching the Reformation. Ministers and Their Message in Basel, 1529-1629* (Oxford Studies in Historical Theology), New York 2006, 118-120.

immatrikulierte. In ihrer letztgültigen Form sah die Ordnung drei Stufen des Studiums vor.

Die 1544 geschaffene Stufe des Pädagogiums war der innovativste Teil des Lehrplans (Tab. 2). Sie legte den Schwerpunkt auf den Unterricht in griechischer und lateinischer Grammatik und in lateinischer Poesie. Nach 1551 wurden Studenten auf dieser Stufe auch in die Dialektik eingeführt, wofür das einfachste der verfügbaren Lehrbücher verwendet wurde. Das Pädagogium diente als Förderkurs für Studenten, deren sprachliche Fähigkeiten nicht zuließen, dass sie bereits am regulären Unterricht teilnahmen. Betroffen waren vor allem neue Studenten, die von außerhalb der Stadt kamen. Da im Verlauf des 16. Jahrhunderts der Lateinunterricht an Schulen in ganz Europa verbessert wurde, war diese Förderung immer weniger notwendig. Als die Lateinschulen 1591 mit den städtischen Gymnasien vereinigt wurden, wurde das Pädagogium abgeschafft, dessen Lehrplan der höchsten Stufe am Gymnasium entsprach.

Das eigentliche Studium an der Universität war in zwei Stufen aufgeteilt, von denen die erste mit dem Baccalaureat und die zweite mit dem Magister abgeschlossen wurde. Auf der Grundstufe erlernten die Studenten griechische Literatur und lateinische Rhetorik. Daneben wurde die Dialektik vertieft, wofür zwar höhere Lehrbücher, aber noch keine Quellentexte verwendet wurden. Reguläre Disputationen wurden wieder eingeführt, jedoch im wöchentlichen Turnus mit öffentlichen Vorträgen. Darin spiegelte sich der neue Schwerpunkt – Studenten sollten sich in ihren rhetorischen Fähigkeiten üben.

Ein fortgeschrittenes Studium der Dialektik erwartete die angehenden Magister, deren Lehrplan dem der mittelalterlichen Universität am nächsten blieb. Statt Lehrbücher zu verwenden, stützte sich der Unterricht nun auf die Werke des Aristoteles. Es wurden auch Vorlesungen in aristotelischer Naturwissenschaft und Ethik und den Fächern des Quadrivium gehalten, hinzu kamen nach wie vor Disputationen und Deklamationen. Auch religiöse Unterweisung hatte ihren festen Platz, indem Studenten verpflichtet wurden, an Sonntagnachmittagen katechetische Predigten zu hören. Obwohl Hebräisch nicht auf allen Stufen ein Pflichtfach war, galt seine Beherrschung besonders für künftige Geistliche als unabdingbar. Studenten, die sich auf den kirchlichen Dienst vorbereiteten, sollten sich die nötigen Sprachkenntnisse erwerben und die täglichen Vorlesungen über die Bibel besuchen.

Tabelle 2: Universitätsstudium

	Mittelalter	Nach der Reformation
Pädagogium		Griechisch: Grammatik Latein: Poesie Grundstufe Dialektik
Baccalaureat	Aristoteles: Dialektik (<i>Organon</i>)	Griechisch: Literatur Lateinisch: Rhetorik Dialektik
Magister	Aristoteles: Ethik, Physik Quadrivium: Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik	Aristoteles: Dialektik (<i>Organon</i>), Naturwissenschaft, Ethik Quadrivium

Es ist unübersehbar, dass der neue Lehrplan der Universität die humanistischen Anliegen umfassend aufnahm. Vor allem war der Unterricht auf die Praxis ausgerichtet, indem Studenten in die Kunst der Rede und Überredung eingeführt wurden. Die Bedeutung von Latein- und Griechischkenntnissen wurde hervorgehoben, Rhetorik über Dialektik gestellt. Erst auf der obersten Stufe mussten sich Studenten mit den aristotelischen Texten auseinandersetzen, die das Herzstück des mittelalterlichen Lehrplans gebildet hatten. Im neuen Unterricht spiegelten sich die Ideale humanistischer Bildungsreformen, deren pädagogische Ziele sich die Universität offiziell zu eigen machte. Die Einführung des Hebräischen, die Gewichtung katechetischer Unterweisung und die biblischen Vorlesungen, die nun nicht mehr den Theologen vorbehalten waren, bestätigten, dass diese Ziele nicht nur Wissen und Können beinhalteten, sondern *sapiens atque docta pietas*, „weise und gelehrte Frömmigkeit“²⁴.

Der dritte Bereich, der stark von der Reformation betroffen war, umfasste die Anstellung von Professoren und Finanzierung der Universität. Beides war eng miteinander verknüpft. Im Prinzip war die Integration der kirchlichen Institutionen ins Gemeinwesen mit erhebli-

24 Dies war noch ausgeprägter beim Unterricht an den Deutsch- und Lateinschulen, an welchen Katechese, das Auswendiglernen von Gebeten, das Studium biblischer Texte und regelmässige, kontrollierte Predigtbesuche Teil des Lehrplans waren, vgl. Burnett, Reformation (wie Anm. 23), 91-98.

chen Mehreinnahmen verbunden, über die der Rat verfügen konnte. Die Pfarrer wiesen wiederholt darauf hin, dass diese Gelder ausschließlich für die Unterstützung von Kirchendienern, Lehrern, Studenten und Armen bestimmt seien. Verstaatlichte Kirchengüter sollten daher der Universität zugutekommen und nicht für andere politische Ziele des Rats verwendet werden – sie sollten insbesondere nicht die Taschen derjenigen Ratsherren füllen, die die Güter verwalteten²⁵. Ungeachtet der Möglichkeit solcher Zweckentfremdung war die Inanspruchnahme und Verwendung der Erträge aus Kirchengütern mit Schwierigkeiten verbunden. Die Zusicherung von Renten für ehemalige Mönche und Nonnen, die ihre Klöster verlassen hatten, führte dazu, dass ein bedeutender Anteil der Erträge erst nach deren Tod verfügbar wurde. Hinzu kam, dass gewisse Kirchengüter in katholischen Gebieten innerhalb des Reiches, etwa in Vorderösterreich, lagen. Der Rat stieß auf großen Widerstand, als er versuchte, dort Zehnten und Abgaben einzufordern. Gleichzeitig machten ihm Domstift und Petersstift die Einnahmen aus ihren Ländereien streitig und ermutigten die betroffenen Einrichtungen, keine Abgaben an die Stadt zu leisten. Es gingen Jahre ins Land, bis die rechtlichen und finanziellen Ansprüche geklärt waren, und bis dahin hielt sich der Rat mit verbindlichen Zusagen für die Einrichtung neuer Professuren zurück.

Entsprechend waren die Lehrstühle der Universität im ersten Jahrzehnt nach ihrer Neueröffnung nicht vollständig besetzt. In einem offenen Brief, in dem der neue Rektor Oswald Bär zum Besuch der neu eröffneten Universität aufrief, pries er einerseits das umfangreiche Studienangebot an: In der Theologie lehrten Paul Phrygio und Oswald Myconius Altes bzw. Neues Testament, bei den Juristen Bonifacius Amerbach Römisches Recht, der Rektor selbst Galen und Hippokrates. Hinzu kamen Vorlesungen in Mathematik, Dialektik und den drei alten Sprachen – Latein, Griechisch und Hebräisch²⁶. Entgegen ihrer Zielsetzung offenbart die Liste andererseits jedoch ein augenfälliges Defizit, wenn man ihr das Gutachten gegenüberstellt, das Bonifacius Amerbach nach seiner Wahl als Rektor 1535 für den Rat erstellte. Er zählte darin die von ihm als notwendig erachteten Professuren auf –

25 Beschwerden über die Zweckentfremdung von Kirchengütern wurden in den Synoden der 1530er Jahre häufig geäußert, vgl. Burnett, Kilchen (wie Anm. 20).

26 Abgedruckt bei Thommen, Geschichte (wie Anm. 16), 317 f.

zwei zusätzliche für ziviles Recht, eine für Medizin und je eine für Naturphilosophie und Ethik an der Artistenfakultät²⁷. Bis weit in die 1540er Jahre konnten wegen der fehlenden Mittel und häufiger personeller Wechsel an den Fakultäten nicht alle regulären Vorlesungen gehalten werden.

Die Pfarrerschaft bestand auch darauf, dass verstaatlichte Kirchengüter zur Unterstützung von Studenten verwendet würden, die sich für den Dienst in Kirche und Staat ausbilden liessen. Die Reformation hatte die finanzielle Basis der Universität indirekt untergraben, indem die Pfründen aufgelöst wurden, die für viele ein Studium erst ermöglicht hatten. Pfarrerschaft und der Rat erkannten die Notwendigkeit, ein Stipendienwesen aufzurichten, wenn sie den Nachwuchs in den eigenen Reihen sichern wollten. Die finanziellen Mittel dafür sollten ebenfalls den verstaatlichten Kirchengütern entnommen werden. Da sich viele dieser Güter innerhalb des Kaiserreichs befanden, entschied der Rat, dass nicht nur Basler Bürger, sondern auch auswärtige Studenten davon profitieren sollten – insbesondere diejenigen aus der Markgrafschaft von Baden. Als Gegenleistung verpflichteten sich die Stipendiaten, der Stadt nach ihrer Ausbildung zu dienen.

Stipendien konnten bar ausbezahlt werden, aber auch Unterbringung und Verpflegung beinhalten. 1533 wurde ein Studentenwohnheim im ehemaligen Predigerkloster eingerichtet, das fünf Jahre später ins ehemalige Augustinerkloster umzog²⁸. Weitere Studenten wurden im Kollegiengebäude am Rheinsprung untergebracht. Die beiden Einrichtungen wurden als „Oberes“ resp. „Unteres“ Kollegium bekannt. Sie lösten die mittelalterlichen Bursen ab, welche mit der Schliessung der Universität aufgelöst worden waren. Jedes Kollegium hatte einen dort wohnhaften Präfekten oder Direktor, der für die tägliche Routine und die Einhaltung der Regeln verantwortlich war. Wie in den früheren Bursen waren die Studenten einer strengen Hausordnung unterworfen, profitierten aber von Förderunterricht, besonders in der Theologie. Sie nahmen auch an zusätzlichen Übungsreden und Disputationen innerhalb des Kollegiums teil. Hinzu kamen die persönlichen Beziehungen

27 Abgedruckt bei Burckhardt-Biedermann, *Erneuerung* (wie Anm. 19), 479.

28 Später bekannt unter dem Namen Alumneum, siehe E. Vischer, *Das Collegium Alumnorum in Basel*, in: *Aus fünf Jahrhunderten schweizerischer Kirchengeschichte. Zum sechzigsten Geburtstag von Paul Wernle*, Basel 1932, 95-162; Burnett, *Reformation* (wie Anm. 23), 99-109.

zu Kommilitonen und Lehrern, die durch das Zusammenleben ermöglicht wurden und sich in der späteren Laufbahn oft auszahlten.

3. Die Auswirkung der Reformen

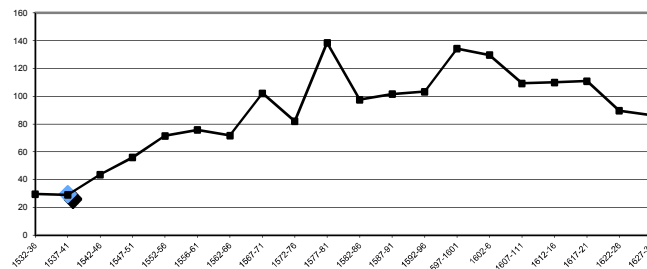
So wie die Reformen Zeit brauchten, um in den Strukturen, dem Lehrplan und der Finanzierung ihre Umsetzung zu finden, so entfalteten sie auch erst mit der Zeit ihre Wirkung. Eine der eindrucksvollsten Entwicklungen war die Konzentration des Unterrichts in den Händen der *ordinarii* und eine neue Spezialisierung der Professoren innerhalb des eigenen Fachs. In der mittelalterlichen Universität wurde der Unterricht an der Artistenfakultät mehrheitlich von Privatdozenten getragen, die von ihren Schülern bezahlt wurden. Der Einsatz dieser Dozenten, die nicht nur einzelne Fächer, sondern Unterricht quer durch den universitären Lehrplan anboten, diente oft nur ihrer zwischenzeitlichen Finanzierung – etwa bis sie eine Pfründe erhielten oder die eigenen Studien an einer höheren Fakultät beendet hatten. Diese Form des Unterrichts verschwand im 16. Jahrhundert fast vollständig. Die Lehre war nunmehr einer kleinen Gruppe entlohnter Professoren vorbehalten, deren Verantwortlichkeit sich klar auf die ihnen zugeteilte Disziplin beschränkte. Der neue Schwerpunkt auf Sprachen verlangte von den entsprechenden Professoren mehr als nur rudimentäre Kenntnisse in ihrem Fach; sie mussten auch dazu in der Lage sein, Unterricht für Fortgeschrittene anzubieten. Insbesondere für das Hebräische gelang es Basel, ausgezeichnete Professoren zu gewinnen: Mit Sebastian Münster, dann mit dem älteren und jüngeren Johannes Buxtorf beschäftigte die Universität vom sechzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert einige der renommiertesten Hebraisten Europas²⁹. Auch für andere Fächer erwies sich Kontinuität und Langlebigkeit als Vorteil. Johann Hospinian besetzte den Lehrstuhl für aristotelische Dialektik fast 30 Jahre lang,

29 Zu den Buxtorfs vgl. S. G. Burnett, *From Christian Hebraism to Jewish Studies. Johannes Buxtorf (1564-1629) and Hebrew Learning in the Seventeenth Century* (SHCT 68), Leiden 1996, 14-34; R. Smend, *Vier Epitaphe – die Basler Hebraistenfamilie Buxtorf* (Litterae et theologia 1), Berlin 2010.

und die von ihm verfassten Lehrbücher bezeugen ein wachsendes Verständnis von Aristoteles im Verlauf seiner langen Karriere³⁰.

Ein sicheres Zeichen für den Erfolg der Reformen war die stetig wachsende Zahl jährlicher Immatrikulationen, die die Universität Basel im Verlauf des 16. Jahrhunderts aufweisen konnte (Tab. 3). 1532/33, im Jahr der Neueröffnung, immatrikulierten sich achtzehn Studenten. Bis zur Mitte des Jahrhunderts stieg die durchschnittliche Anzahl Einschreibungen auf 66, was dem Höchstwert der ersten zwei Jahrzehnte des Jahrhunderts entspricht, und bis zum Ende des Jahrhunderts gar auf 138. Um einen weiteren Vergleich zu ziehen: In den 70 Jahren zwischen 1532 und 1601 immatrikulierten sich knapp über 5500 Studenten, eine Zahl, die sich neben den 5300 Immatrikulationen der 70 Jahre zwischen 1460 und 1529 durchaus sehen lassen kann³¹. Ein wichtiger Faktor darf dabei nicht unerwähnt bleiben. Das späte 15. und frühe 16. Jahrhundert zeigten einen klaren Abwärtstrend, während die Immatrikulationen im Verlauf des 16. Jahrhunderts stetig zunahmen – ein Anzeichen für die steigende Attraktivität der Universität.

Tabelle 3: Immatrikulationen 1532-1631 (5-Jahres-Durchschnitte)



Die Studenten, die nach der Reformation nach Basel kamen, unterschieden sich in mehrerlei Hinsicht von ihren spätmittelalterlichen

30 A. N. Burnett, *The Educational Roots of Reformed Scholasticism. Dialectic and Scriptural Exegesis in the Sixteenth Century*, *Dutch Review of Church History* 84 (2004), 299-318.

31 BM Bd. 2, V; die Angabe zur Mitte des Jahrhunderts ist ein Durchschnittswert der jährlichen Immatrikulationen zwischen 1550/1551 und 1554/1555; für das Ende des Jahrhunderts derer von 1595/1596 bis 1599/1600.

Vorgängern. Die meisten Studenten im 15. Jahrhundert entstammten einfachen Familienverhältnissen und hofften, durch eine kirchliche Laufbahn sozial aufsteigen zu können. Im 16. Jahrhundert kamen Studenten zunehmend aus der vermögenden städtischen Elite und dem niederen Adel. Sie erwarteten Ämter in Regierung und Verwaltung. Vor den 1520er Jahren war es eher unüblich, dass Studenten an den kleineren Universitäten des Oberrheins mehr als eine Schule besuchten, doch im 16. Jahrhundert schickten vermögende Familien ihre Söhne vermehrt auf eine *peregrinatio academica*³². Während dieser besuchten sie jeweils für kurze Zeit unterschiedliche Universitäten, oft weit weg von Zuhause. Zwanzig Prozent der Studenten, die sich nach 1532 in Basel immatrikulierten, stammten aus anderssprachigen Regionen³³.

Die Attraktivität der Universität Basel war eng verknüpft mit der Spaltung reformierter und lutherischer Kirchen in Europa. Noch drei Jahrzehnte nach ihrer Neueröffnung war die Universität Basel die einzige protestantische Universität in einem reformierten Gebiet. Die Reformationsbewegung in der Schweiz brachte im Verlauf der Zeit Akademien in Zürich, Bern, Lausanne und Genf hervor, doch keine dieser Institutionen bot Unterricht in allen drei höheren Fakultäten an. Außerdem hatten sie weder die päpstliche noch die kaiserliche Ermächtigung, akademische Grade zu verleihen³⁴. Erst nach dem Religionswechsel der Kurpfalz 1563 gewannen die Reformierten in Heidelberg eine zweite Universität, die sie jedoch wieder verloren, als der lutherische Kurfürst Ludwig VI. 1576 den Thron bestieg. Damals wie heute war ein akademischer Grad insbesondere der höheren Fakultäten ein beglaubigter Leistungsnachweis, der mit einem höheren sozialen Status und besserer Entlohnung einherging. Studenten, die die meisten ihrer Studienleistungen an anderen reformierten Institutionen erbracht hatten, kamen deshalb nach Basel, um einen Grad in Medizin,

32 D. Mertens, Austausch und Abgrenzung. Die oberrheinischen Universitäten an der Wende zum 16. Jahrhundert, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 102 (2002), 7-22.

33 M. Sieber, Die Universität Basel im 16. Jahrhundert und ihre englischen Besucher, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 55 (1956), 75-112.

34 U. Im Hof, Die Entstehung der reformierten Hohen Schule. Zürich (1528) – Bern (1528) – Lausanne (1537) – Genf (1559), in: Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit, hg. v. P. Baumgart/N. Hammerstein, Nendeln 1978, 243-262.

Recht oder Theologie zu erwerben³⁵. Die endgültige Umkehr der Kurpfalz zum reformierten Bekenntnis 1583 tat diesem Trend keinen Abbruch. Stattdessen führte die Ausbreitung reformierter Kirchen im Nordwesten Deutschlands und der neuen niederländischen Republik zu weiterem Zulauf, denn dank seiner zentralen Verkehrslage verband Basel die reformierten Universitäten und Hochschulen in Leiden, Heidelberg und Herborn mit denjenigen in Zürich und Genf.

Dennoch blieben diese auswärtigen Studenten eine Randerscheinung. Die meisten hielten sich nur kurz in Basel auf und pflegten keine weitere Verbindung, nachdem sie ihre Diplome erhalten hatten. Viel wichtiger war die Rolle Basels als regionale Universität, die Studenten aus den reformierten Gebieten der Eidgenossenschaft und aus Süddeutschland anzog. Letztere verloren an Bedeutung, nachdem die lutherischen Territorien des Reiches das Konkordienbuch akzeptierten. Bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immatrikulierte sich jährlich eine kleine, aber stabile Anzahl von jungen Männern – normalerweise 13 oder 14 Studenten pro Jahr –, um sich für den geistlichen Dienst vorzubereiten. Während des größten Teils des Jahrhunderts machten diese angehenden Pfarrer ungefähr 15% der Studentenschaft aus³⁶. Viele von ihnen, auch die ansässigen Basler, lebten von den Stipendien der örtlichen Regierung. Die Mehrheit war nur an der Artistenfakultät immatrikuliert und eignete sich die theologische Bildung parallel zum Unterricht in den alten Sprachen, Rhetorik und Dialektik an³⁷. Nach Beendigung ihrer Studien wurden sie Pfarrer oder Lehrer in

35 Zu niederländischen Studenten, die ihre Grade in Recht und Medizin erwarben, vgl. H. R. Guggisberg, Die niederländischen Studenten an der Universität Basel von 1532-1601, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 58/59 (1959), 231-288, bes. 239-241; zu Theologiestudenten A. N. Burnett, Local Boys and Peripatetic Scholars. Theology Students in Basel, 1542-1642, in: *Konfession, Migration und Elitenbildung. Studien zur Theologenausbildung des 16. Jahrhunderts*, hg. v. H. J. Selderhuis/M. Wriedt, Leiden 2007, 109-139.

36 Der Anteil fiel auf 10%, als die Immatrikulationen gegen Ende des Jahrhunderts zunahmen, stieg aber wieder an, als die Immatrikulationen im 17. Jahrhundert zurückgingen, Burnett, Local Boys (wie Anm. 35), 118-120. Die Anzahl der künftigen Pfarrer blieb stabil, da sich weder die Anzahl Pfarrstellen noch die verfügbaren Mittel für Regierungsstipendien änderten.

37 Bis zum Ende des Jahrhunderts war die Immatrikulation an der theologischen Fakultät vor allem älteren Studenten vorbehalten, die eine akademische Laufbahn verfolgten, also angehenden Theologieprofessoren und nicht Pfarrern, Burnett, Local Boys (wie Anm. 35).

ihrem Heimatort. Zusammengenommen kann ihre Bedeutung kaum überschätzt werden. Schon in den 1550er Jahren hatten drei Viertel der neu angestellten Pfarrer in Stadt und Land Basel an der städtischen Universität studiert. Eine Generation später wurde ein Magisterabschluss bei der Stellenbesetzung bereits vorausgesetzt³⁸. Ein beachtlicher Anteil der Pfarrer aus den Gebieten um Zürich und Bern sowie einige aus Graubünden hatten zumindest eine Zeitlang in Basel studiert³⁹.

Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts leistete die Universität Basel genau das, was ihre Gründer sich erhofft hatten. Sie trug zum guten Ruf der Stadt bei, zog ausländische Studenten an und versorgte Regierungen und Kirchgemeinden in und ausserhalb von Basel mit dem benötigten Personal. Obwohl auch die spätmittelalterliche Universität diese Ziele verfolgt hatte, drängt sich die Feststellung auf, dass die durch die Reformation erreichten Veränderungen den Bedürfnissen der Stadt stark entgegenkamen. Die Universität wurde der Kirche und dem städtischen Gemeinwohl dienstbar gemacht. Die Konsolidierung der finanziellen Grundlage war von der Obrigkeit an die Hand genommen und erfolgreich abgeschlossen worden. Dabei kümmerte sich der Rat nicht nur uneingeschränkt um die Finanzierung der Universität, sondern versorgte zusätzlich Studenten mit Stipendien. Die Reformation ermöglichte die dramatische Zäsur, die nötig war, um die festgefahrenen Strukturen aufzubrechen und ein modernes Bildungswesen mit neuen Lehrplänen zu errichten.

Gleichzeitig gab es Kontinuität in verschiedenen Bereichen. Die mittelalterlichen Bursen wurden aufgelöst, doch das Obere und Untere Kollegium setzten die Tradition des zusätzlichen Unterrichts und der strengen Betreuung fort, von der besonders die angehenden Geistlichen profitierten. Das Studium der Rhetorik ersetzte zwar die aristotelische Dialektik im Grundstudium, doch aristotelische Philosophie

38 Burnett, *Reformation* (wie Anm. 23), 41 f.

39 Burnett, *Local Boys* (wie Anm. 35); B. Immenhauer, 'Hohe Schule' oder Universität? Zur Pfarrerausbildung in Bern im 16. Jahrhundert, in: *Politics and Reformations. Communities, Politics, Nations and Empires. Essays in Honor of Thomas A. Brady, Jr.*, ed. by C. Ocker et al., Leiden 2007, 143-177, bes. 165; K. Maag, *Financing Education. The Zurich Approach, 1550-1620*, in: *Reformations Old and New. Essays on the Socio-Economic Impact of Religious Change c. 1470-1630*, ed. by B. Kumin, Brookfield 1996, 203-216.

behielt ihren festen Platz im Lehrplan der fortgeschrittenen Studenten. Zudem sicherte die Wiedereinführung von Disputationen das Fortbestehen des dialektischen Unterrichts. Als im Verlauf des Jahrhunderts immer mehr Studenten einen Magistergrad erwarben, gewann die Dialektik in ungewohnter Kombination mit der Rhetorik erneut an Bedeutung⁴⁰. Die Professoren, besonders die schlechtestbezahlten an der Artistenfakultät, setzten die Zusammenarbeit mit den Druckern der Stadt fort, indem sie sich weiterhin als Korrektoren und Herausgeber betätigten. Ihre Veröffentlichungen trugen zum Ruf Basels als kulturelles Zentrum im späten 16. Jahrhundert bei⁴¹.

Diese Veränderungen hatten die Zuschauer nicht im Blick, als sie am Aschermittwoch 1529 der Bilderverbrennung beiwohnten. Auch die Stadtväter konnten nichts davon ahnen, als sie die Akten und Insignien der Universität wenige Monate später beschlagnahmten. Doch was manche Zeitgenossen als katastrophalen Umsturz empfanden, stellte sich als langfristiger Gewinn für die Universität heraus. Wie bei einem Waldbrand war die Zerstörung gross, vernichtete aber auch das tote Unterholz – die festgefahrenen Traditionen, die positive Veränderungen verhindert hatten. So konnten neue Ideen und Methoden Wurzeln schlagen und die Universität stärker an den Bedürfnissen der reformierten Stadt Basel ausgerichtet werden.

40 Burnett, *Educational Roots* (wie Anm. 30), 308-317.

41 P. Bietenholz, *Printing and the Basel Reformation 1517-1565*, in: *The Reformation and the Book*, ed. by J.-F. Gilmont, Aldershot 1998, 235-63; H. R. Guggisberg, *Das reformierte Basel als geistiger Brennpunkt Europas im 16. Jahrhundert*, in: *Ecclesia Semper Reformanda. Vorträge zum Basler Reformationsjubiläum, 1529-1979*, hg. v. H. R. Guggisberg/P. Rotach, Basel 1980, 50-75.



Abb. 1

Reformationsordnung der Basler Kirche, 1. April 1529
 (Staatsarchiv Basel-Stadt, Ratsbücher B 6, fol. 42)



Abb. 2

Johannes Oecolampad, 1482-1531
(Universitätsbibliothek Basel)

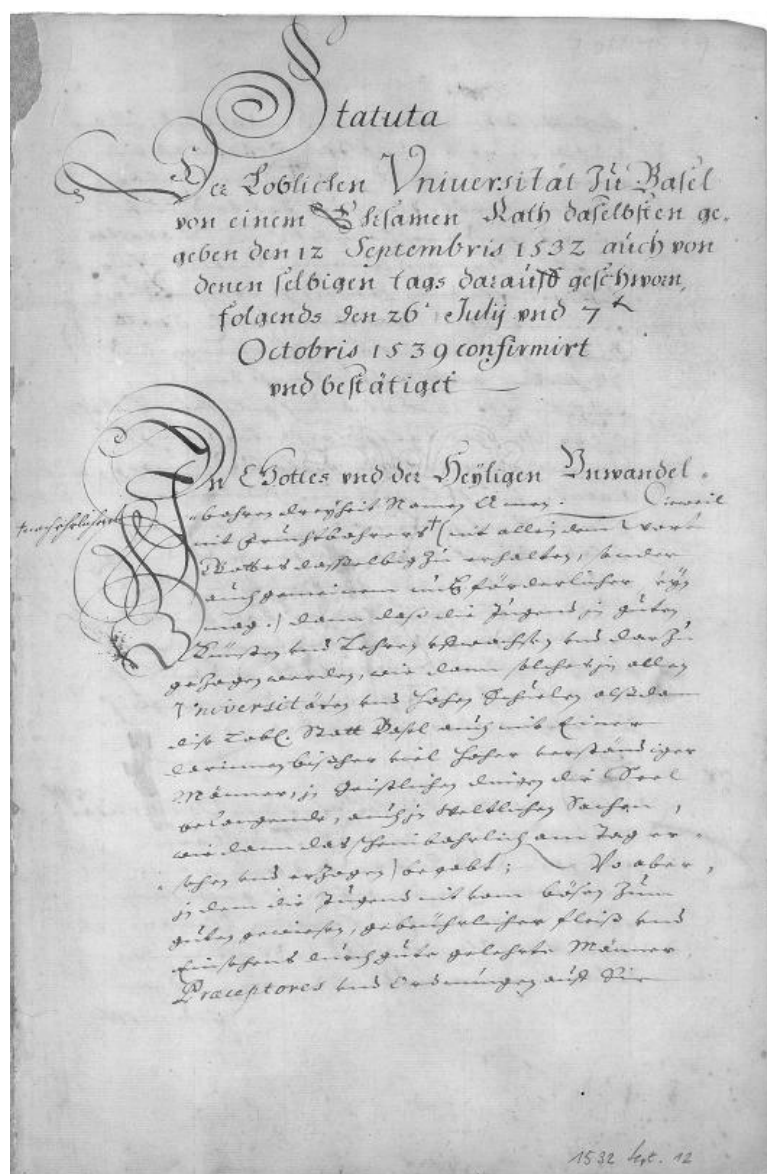


Abb. 3
Neues Universitätsstatut von 1532/39
(Staatsarchiv Basel-Stadt, Erziehung X 2, R II A)

Basel im 16. und 17. Jahrhundert. Universität, Humanismus und Wissenschaft

VON KASPAR VON GREYERZ

Anlass zu dem nachfolgenden Ausflug in die Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte Basels ist das 550. Jubiläum der Universitätsgründung. Auch wenn der Hauptteil meiner Ausführungen den vielfältigen Beziehungen zwischen der Universität und der inner- und außeruniversitären Wissenschaft im Basel des 16. und 17. Jahrhunderts gewidmet ist, werde ich mich im Folgenden zunächst weniger mit der Universitätsgeschichte, als mit der Geschichte des Verhältnisses von Humanismus und Buchdruck in Basel im späten 15. und 16. Jahrhundert beschäftigen¹.

1. Humanismus und Basler Buchdruck

Unter dem Begriff *Humanismus* verstehen wir eine geistige Bewegung, die im Italien des späteren 14. Jahrhunderts ihren Anfang nahm und dort das Zeitalter der Renaissance begründete. Mit der Aufwertung der Autoritäten der klassischen Antike ging im Humanismus, allerdings mit individuell unterschiedlicher Ausprägung, eine Abwertung der geistigen Traditionen des Mittelalters und damit gleichzeitig die Begründung eines eigenen, neuen Epochenbewusstseins einher. Nördlich der Alpen fasste der Humanismus als Bewegung vornehmlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Fuß.

1 Zum weiteren Kontext meiner Ausführungen vgl. K. von Greyerz, Art. Basel, in: Handbuch Kulturelle Zentren der Frühen Neuzeit, hg. v. W. Adam/S. Westphal in Verbindung mit C. Sittig, 3 Bde., Berlin 2012 [im Druck].

Der Basler Humanismus des späten 15. und des 16. Jahrhunderts war insofern eine Art Importprodukt, als er vorrangig von Immigranten getragen wurde. Es ist auffallend, dass in Basel geborene Gelehrte den Humanismus der Rheinstadt eigentlich erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entscheidend mitgeprägt haben. Unter den Humanisten spielten Elsässer zunächst eine führende Rolle, dann Humanisten aus verschiedenen Teilen des Alten Reiches und schließlich Gelehrte aus Italien und Frankreich.

In Bezug auf den elsässischen Humanismus hat Ernst Staehelin seinerzeit drei Entwicklungsphasen unterschieden, die genauso auch für Basel gültig sind – außer, dass die drei Phasen Staehelins um eine vierte erweitert werden müssen².

Die erste Phase dauerte etwa von der Universitätsgründung im Jahre 1460 bis in die ersten Jahre des 16. Jahrhunderts. Es ging in diesen Jahrzehnten vorrangig um eine Reform der Kirche und des öffentlichen Lebens auf der Basis christlicher, noch stark mittelalterlich geprägter Ideale und aufgrund der Orientierung an Vorstellungen der klassischen Antike. Repräsentanten dieser Phase waren Johann Heynlin vom Stein (ca. 1430-1496), Christoph von Utenheim (ca. 1450-1527), Ulrich Surgant (1450-1503), Sebastian Brant (1457-1521) und Jakob Wimpfeling (1450-1528).

Von dieser ersten Phase lässt sich eine zweite, mittlere Phase unterscheiden, die ungefähr an der Wende zum 16. Jahrhundert einsetzte. Verschiedene Reformbemühungen der Vorgänger wurden in diesem Zeitabschnitt weitergetragen, wobei diese nun stärker auf die Theologie der Kirchenväter zurückbezogen wurden. In dieser patristischen Orientierung artikulierte sich die inzwischen wesentlich erstarkte Rückwendung zu den Autoritäten der Antike. Angesichts der engen Verzahnung von Buchdruck und Humanismus in Basel überrascht es nicht, dass sich dieser Phase neben Beatus Rhenanus (1485-1547) und Glarean (1488-1563) insbesondere zwei Buchdrucker zuordnen lassen: Johannes Froben (ca. 1460-1527) und Andreas Cratander (ca. 1490-1540). Eine deutlichere Trennung der Disziplinen setzte erst in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ein. So manche humanistische Philologen des 16. Jahrhunderts beschäftigten sich gleichzeitig auch

2 Vgl. zum Folgenden E. Staehelin, *Bâle et l'Alsace*, in: *L'humanisme en Alsace*, éd. Association Guillaume Budé, Paris 1939, 30-41.

mit Naturphilosophie. Dieser Begriff war deckungsgleich mit dem zu jener Zeit noch nicht gängigen Terminus der „Naturwissenschaften“.

Glarean ist ein Beispiel für das große Interessenspektrum, mit dem bei Wissenschaftlern insbesondere der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu rechnen ist, wogegen sich im späteren 16. Jahrhundert in Humanismus und Naturphilosophie erste, noch verhaltene Tendenzen zu einer disziplinären Spezialisierung erkennen lassen. Heinrich Loriti, genannt Glareanus, stammte aus Mollis im Glarnerland. Er war seit 1514 vorübergehend in Basel, und dann wieder ab 1522. Es gelang ihm, beide Male eine große Zahl von Schülern um sich zu scharen. Zu diesen zählte u. a. Aegidius Tschudi (1505-1572), der spätere Historiograph und Verfasser des *Chronicon helveticum*, der mythenumwobenen Entstehungs- und Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft³. Glarean war befreundet mit Erasmus und stand auch zu Beginn der Reformation noch mit Huldrych Zwingli (1484-1531) und Oswald Myconius (1488-1552) in Zürich in brieflichem Kontakt. Im Jahre 1524, als Erasmus und Luther sich endgültig entzweiten, erfolgte auch in diesen Beziehungen des Glarners mit den Zürchern der Bruch. Nach der Einführung der Reformation in Basel im Februar 1529 zog er (dann) weiter nach Freiburg im Breisgau und blieb katholisch. Er besorgte die Herausgabe von Texten einer ganzen Reihe römischer Schriftsteller der Antike und trat gleichzeitig mit Schriften zur Musiktheorie an die Öffentlichkeit sowie mit einem Leitfaden der Arithmetik, der zwischen 1539 und 1555 verschiedentlich neu aufgelegt wurde. Das bekannteste musiktheoretische Werk des Glarner Humanisten, das *Dodecachordon*, ist der Theorie der zwölf Tonarten gewidmet. Diese bedeutende Schrift erschien 1547 bei Henricpetri in Basel⁴.

Zur dritten Phase, derjenigen des Humanismus nach 1523, lassen sich Männer wie Wolfgang Capito (1478-1541) und Johannes Oekolam-

3 Vgl. Aegidius Tschudi und seine Zeit, hg. v. K. Koller-Weiss u. a., Basel 2002; B. Stettler, 'Tschudi-Vademecum. Annäherungen an Aegidius Tschudi und sein „Chronicon Helveticum“', Basel 2001.

4 D. Iselin-Rittmeyer, Die Musikwissenschaft an den schweizerischen Universitäten, in: Mitteilungen der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft/Bulletin de la Société internationale de Musicologie 1 (1929), 27-32, hier: 28; K. Nef, Die Musik in Basel. Von den Anfängen im 9. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft 10 (1909), 532-563.

pad (1482-1531) rechnen, die beiden späteren Reformatoren, sowie der Hebraist Conrad Pellikan (1478-1556) aus dem elsässischen Ruffach, der 1527 von Basel weiter nach Zürich zog. Die zweite und dritte Phase lassen sich jedoch in vielerlei Hinsicht als Zeit des christlichen Humanismus zusammen sehen, zumal eine so überragende Figur wie Erasmus von Rotterdam (1465-1536) die gesamte Entwicklung des gelehrten Lebens Basels von seinem ersten Erscheinen in der Druckerwerkstätte Frobens im Jahre 1514 bis zu seinem Tod 1536 durch seine Autorität stark mitgeprägt hat. Bei Froben erschien 1516 als erstes einer Reihe von bekannten Werken des niederländischen Humanisten sein griechisches Neues Testament, ein Monument sowohl klassischer Gelehrsamkeit wie des christlichen Humanismus. Dieser verstand die neue Orientierung des gelehrten Lebens an den Autoritäten der Antike auch als Auftrag für eine entschiedene Erneuerung der christlichen Kirche und des Christentums.

Während in den meisten anderen süddeutschen evangelischen Reichsstädten der Humanismus spätestens um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch die Reformation verdrängt oder absorbiert wurde, lässt sich für Basel von einer Kontinuität des Humanismus bis in die 1580er Jahre hinein sprechen. Am augenfälligsten präsentiert sich diese in der Produktion des Basler Buchdrucks in den fünf Jahrzehnten nach 1530, die als Zeit der großen Gesamtauflagen bezeichnet werden können. Das Werk zahlreicher herausragender Autoren der italienischen Renaissance wurde in diesen Jahrzehnten neu zugänglich gemacht⁵. Außerdem erschienen 1540 – vier Jahre nach dem Tod des Erasmus – zum ersten Mal bei Hieronymus Froben (1501-1563) und Nikolaus Episcopus (1501-1564) die gesammelten Werke des Erasmus; Beatus Rhenanus war dabei die treibende Kraft.

Die bedeutendsten Basler Drucker dieses Zeitraums sind Johannes Oporin (1507-1568) und Pietro Perna (1519-1582)⁶. Zu erwähnen ist

5 P. Bietenholz, *Der italienische Humanismus und die Blütezeit des Buchdrucks in Basel* (BBGW 73), Basel 1959.

6 M. Steinmann, *Johannes Oporinus. Ein Basler Buchdrucker um die Mitte des 16. Jahrhunderts* (BBGW 105), Basel 1966; L. Perini, *La vita e i tempi di Pietro Perna*, Roma 2002. Zu Perna vgl. außerdem u. a. B. Mahlmann-Bauer, *Protestantische Glaubensflüchtlinge in der Schweiz*, in: *Heterodoxie in der Frühen Neuzeit*, hg. v. H. Laufhütte/M. Titzmann, Tübingen 2006, 119-160, besonders 134, 159.

außerdem Heinrich Petri (1508-1579)⁷. Johannes Herbst, der sich nach Humanistenmanier Oporinus nannte, stammte aus der Rhein-stadt. Er hatte ein Studium der freien Künste, insbesondere der klassischen Philologie absolviert, bevor er sich dem Druckergewerbe zuwandte. Seine frühen Publikationen der Jahre 1542-1544 machten ihn nicht nur wegen der handwerklichen Qualität seiner Bücher, sondern vor allem auch wegen seines verlegerischen Mutes schlagartig innerhalb der Gelehrtenwelt Mittel- und Westeuropas bekannt. Unter anderem publizierte er 1542 eine lateinische Fassung des Koran und ca. 1544 eine umstrittene Konkordianschrift des französischen Humanisten Guillaume Postel, *De orbis terrae concordia Libri Quatuor*⁸. In den 1550er Jahren bis 1563 druckte Oporin nahezu sämtliche Traktate und Schriften des aus Savoyen stammenden Refugianten Sebastian Castellio. Außerdem erschien in seiner Offizin noch innerhalb des ersten Jahres ihres Bestehens das epochemachende Anatomiehandbuch *De humani corporis fabrica* des flämischen Mediziners Andreas Vesalius (1514-1564) – im selben Jahre 1543, als in Nürnberg die erste Auflage von *De revolutionibus orbium coelestium* des Nikolaus Kopernikus (1473-1543) veröffentlicht wurde.

Der zweite soeben erwähnte Drucker, Pietro Perna, stammte aus dem italienischen Lucca und kam 1542 als Glaubensflüchtling nach Basel. Hier übernahm er zwei Jahre später die Druckerwerkstätte des Thomas Platter, der sich der Aufgabe des Gymnasiallehrers in der Schule auf Burg annahm. Im Gegensatz zur Druckerei seines Vorgängers prosperierte Pernas Geschäft bis in die 1580er Jahre hinein. In seinem verlegerischen Mut übertraf er hin und wieder sogar Johannes Oporin. So publizierte er zum Beispiel zahlreiche Werke, die sich kritisch mit der an den Universitäten immer noch hochgehaltenen aristotelisch-scholastischen Tradition auseinandersetzten, ganz abgesehen von der ersten Gesamtedition der Werke des Paracelsus, die bei ihm in den 1570er Jahren erschien. Der maßgebliche Förderer im Hintergrund und vielleicht sogar eine Art *mastermind* dieser verlegerischen Unternehmungen war der Medizinprofessor Theodor Zwinger I. (1533-1588). Er zielte dabei auf eine Erneuerung der Gelehrsamkeit und deren

7 Vgl. F. Hieronymus, 1488 Petri – Schwabe 1988. Eine traditionsreiche Basler Offizin im Spiegel ihrer frühen Drucke, Basel 1997.

8 Vgl. dazu W. Bouwsma, *Concordia mundi. The Career and Thought of Guillaume Postel (1510-1581)*, Cambridge, MA, 1957.

Befreiung von scholastischen Vorgaben ab und befürwortete ein unterschiedenes Engagement zugunsten religiöser Toleranz⁹.

Zwar blieben die Konflikte zwischen den Druckern Johannes Oporin und Pietro Perna auf der einen Seite und dem städtischen Rat auf der andern in der Phase des Späthumanismus nicht aus: Oporin wurde wegen seines lateinischen Koran von 1542 zur Rechenschaft gezogen, Perna u. a. für seine Neuauflage im Jahr 1580 des *Principe* von Niccolò Machiavelli. Dennoch kann man sagen, dass das geistige Klima der Stadt weit über die Einführung der Reformation hinaus von einer bemerkenswerten Offenheit geprägt war¹⁰. Symptomatisch für die relativ offene geistige Situation Basels in jenen Jahrzehnten ist die Tätigkeit eines Glaubensflüchtlings wie Sebastian Castellio (1515-1563) in der Stadt am Rhein¹¹. Nach der Verbrennung des spanischen Antitrinitariers Michael Servet in Genf im Jahre 1553 machte sich Castellio zum Sprachrohr der humanistischen Kritik an diesem Genfer Prozess und ließ im März seinen berühmten Traktat *De haereticis an sint persequendi* („Ob Häretiker verfolgt werden sollen“) erscheinen, der zu Recht als eine grundlegende Schrift in der Entwicklung des modernen Toleranzgedankens bezeichnet wird. Historisch gesehen haben Gedanken und Ideen immer ihren Sitz im Leben. Die Humanisten, von denen hier die Rede ist, waren Menschen des 16. Jahrhunderts. Ich habe deshalb meine Zweifel, ob sich so einfach eine Brücke von diesen Humanisten zur Aufklärung des späten 17. und des 18. Jahrhunderts schlagen lässt, wie das immer wieder mal – gerade auch in Basel – behauptet worden ist. Aber für Castellio mache ich eine Ausnahme: Er hat tatsächlich grundlegende Ideen der Toleranz und auch der philologischen Bibelkritik der Frühaufklärung vorweggenommen und hat in dieser Hinsicht gleichsam das für die meisten seiner Zeitgenossen Undenkbare ausgesprochen, wie dies sein moderner Biograph verschiedentlich hervorgehoben hat¹².

9 H. R. Guggisberg, *Basel in the Sixteenth Century. Aspects of the City Republic before, during and after the Reformation*, St. Louis, MO, 1982, 72.

10 M. Geiger, *Die Basler Kirche und Theologie im Zeitalter der Hochorthodoxie*, Zollikon-Zürich 1952, 14.

11 Zuletzt (postum) H. R. Guggisberg, *Sebastian Castellio. Humanist und Verteidiger der religiösen Toleranz*, Göttingen 1997.

12 Ebd., 89.

Wurde das für die Blüte des Basler Späthumanismus grundlegende Werk der Drucker Johannes Oporin, Pietro Perna und Heinrich Petri durch ihre Nachfolger weitergeführt? Es ist in diesem Zusammenhang auf eine deutliche Zäsur hinzuweisen. In den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts hörte das reformierte Basel auf, zugleich die Heimat humanistisch-heterodoxer Strömungen zu sein. 1578 erschien für die Dauer von 150 Jahren das letzte Werk Castellios¹³. Zwei Gründe für diesen Wandel lassen sich anführen: Zum einen muss auf das Absterben der geistigen Anführer der humanistisch geprägten Refugiantenkreise hingewiesen werden, zum andern entstand im Zuge der 1580er Jahre seitens der Kirche ein neuer und zunehmender Konfessionalisierungsdruck, der allzu offene heterodoxe Aktivitäten innerhalb der Stadt im Voraus ausschloss. Sicherlich bedeutete das nicht das Ende humanistischer Gelehrsamkeit in Basel. Aber diese Gelehrsamkeit wurde hinfort stärker als bisher ihrer konfessionellen und ‚weltanschaulichen‘ Eigenständigkeit beraubt.

2. Universität und Wissenschaft

Der Beginn der zweiten Blütezeit der Basler Universität nach derjenigen ihrer Gründungsjahre wird generell auf ungefähr 1570 datiert. Im Unterschied zum Späthumanismus der Rheinstadt ging diese zweite Blütezeit erst in den frühen Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts zu Ende. Ihre Anfänge verdankte sie freilich unzweifelhaft vor allem dem Späthumanismus. Ab den 1590er Jahren – wie wir sehen werden – leistete dann auch die frühe reformiert-orthodoxe Theologie ihren Beitrag zur weit über Basel hinausreichenden Ausstrahlung der Universität jener Jahrzehnte. Schauen wir in zeitlicher Hinsicht zurück, so müssen wir dagegen feststellen, dass es der Universität in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht gut ging. Die Immatrikulationszahlen der noch jungen, 1460 mit päpstlichem Privileg gegründeten Universität, betrugen zwischen 1500 und 1526 nur noch durchschnittlich 56 Studenten, was im Vergleich mit den ersten Jahrzehnten der Existenz der Universität eine Reduktion um nahezu fünfzig Prozent bedeutete. In der neuen, digitalen Universitätsgeschichte wird dies augenfällig

13 Geiger, Basler Kirche (wie Anm. 10), 28 f.

durch eine Graphik illustriert¹⁴. Der Rückgang der Studierenden des frühen 16. Jahrhunderts hing zum einen sicherlich mit einem Generationenwechsel zusammen: Die ersten weit über Basel hinaus bekannten Exponenten der Universität, Johann Heynlin vom Stein, Ulrich Surgant, Sebastian Brant u. a., waren zu Beginn des 16. Jahrhunderts entweder gestorben oder aus Basel weggezogen, und es war kein ebenbürtiger Ersatz in Sicht. Die Zustände an der juristischen Fakultät des frühen 16. Jahrhunderts nötigten den Universitätshistoriker Wilhelm Vischer seinerzeit zu der enttäuschten Feststellung, die meisten Mitglieder der Fakultät „scheinen, dem alten scholastischen Wesen ergebene, sehr gewöhnliche Menschen gewesen zu sein“¹⁵. „Gewöhnlich“ im Sinne Vischers war damals auch der Betrieb in den übrigen drei Fakultäten. Zum andern spielte sich das wirklich qualitätsvolle Geistesleben der Stadt in jenen Jahrzehnten vermehrt im Umfeld der Druckerwerkstätten und damit außerhalb der Universität ab. Vielleicht der wesentlichste Grund für die damalige Krise der Universität war die Konkurrenz, die von den beiden anderen, ungefähr zur selben Zeit im süddeutschen Raum gegründeten Universitäten ausging: Freiburg (1457) und Tübingen (1477)¹⁶. Hinzu kamen in den 1520er Jahren die Auseinandersetzungen um den rechten Glauben, die in Basel am 9. und 10. Februar 1529 unter tumultuösen Umständen zur Einführung der Reformation führen sollten. Innerhalb der Universität verschärften diese Auseinandersetzungen die bereits vorher sich anbahnende Krise. Bei Einführung der Reformation wurde die Universität dann für drei Jahre geschlossen¹⁷.

Von den späten 1540er Jahren an profitierte das geistige Klima der Universität von einer Reihe von Glaubensflüchtlingen, die in Basel Aufnahme fanden. Zunächst waren es Italiener, wie zum Beispiel der Theologe Pietro Martire Vermigli und der bedeutende Jurist Matteo Gribaldi. 1553 erhielt der savoyische Glaubensflüchtling Sebastian Castellio eine Universitätsprofessur, nachdem er sich fast zehn Jahre

14 S. Burghartz/G. Kreis u. a., Universitätsgeschichte online [2010]: <http://www.unigeschichte.unibas.ch/die-universitaet-jubiliert/> [25.04.2010].

15 W. Vischer, Geschichte der Universität Basel. Von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529, Basel 1860, 245.

16 Dazu Vischer, Geschichte (wie Anm. 15), 74-79; E. Bonjour, Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart (1460-1960), Basel 1971, 71.

17 Vgl. dazu den Beitrag von A. N. Burnett in diesem Band.

lang als Korrektor in großer Armut durchgeschlagen hatte. In den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts kamen vorübergehend eine Reihe protestantischer Exilanten aus England hinzu, bevor ihnen 1558 der Tod von Maria Tudor die Rückkehr nach England erlaubte¹⁸. Ein Jahrzehnt später trieb der Ausbruch der Religionskriege in Frankreich vermehrt hugenottische Flüchtlinge nach Basel. Eine Reihe von ihnen beteiligte sich an der Renaissance des Paracelsismus, die damals in Basel und Straßburg im Gange war. Der erneute Aufschwung der Universität fand somit erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts statt¹⁹. Anders als im früheren 16. Jahrhundert blieben von da an das Schicksal der Universität und dasjenige der Wissenschaften in Basel über Generationen hinweg in einer eher provinziellen Unauffälligkeit eng miteinander verzahnt, wenn man einmal von Ausnahmestalten wie zum Beispiel den prominenteren Vertretern der Familie Bernoulli und Leonhard Euler absieht, die ohnehin ihre wissenschaftlich besonders produktive Zeit zum größeren Teil im Ausland verbrachten.

Ein Vorbote des Aufschwungs der Universität in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war ohne Zweifel Sebastian Münster (1488-1552)²⁰. Heute ist er uns besonders als Autor der gewichtigen Kosmographie bekannt, die 1544 in erster Auflage in Basel in der Offizin seines Stiefsohnes Heinrich Petri unter dem Titel *Cosmographia. Beschreibung aller Lender durch Sebastianum Munsterum* erschien: eine beeindruckende, reich illustrierte, humanistische Kompilation des zeitgenössischen Wissens im Bereich der Kulturgeographie im weitesten Sinne und der Kartographie. Mehr als die Hälfte des Textteils ist der Schweiz und Deutschland gewidmet.

18 Guggisberg, Basel (wie Anm. 9), 50 f.

19 Vgl. R. Thommen, Geschichte der Universität Basel, 1532-1632, Basel 1889.

20 Dazu und zum Folgenden u. a. K. von Greyerz, Art. Sebastian Münster, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Band 8, Basel 2008, 859. Vgl. außerdem C. Hirschi, Boden der Christenheit und Quelle der Männlichkeit. Humanistische Konstruktionen Europas am Beispiel von Enea Silvio Piccolomini und Sebastian Münster, in: Leitbild Europa? Europabilder und ihre Wirkungen in der Neuzeit, hg. v. J. Elvert u. a. (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 74), Stuttgart 2009, 46-66; M. Hoogvliet, The wonders of Europe. From the Middle Ages to the Sixteenth Century, in: Europa im Weltbild des Mittelalters. Kartographische Konzepte, hg. v. I. Baumgärtner/H. Kugler, Berlin 2008, 239-255.

Weniger bekannt ist, dass sich der frühere Franziskanermönch zunächst mit alttestamentlicher Sprachwissenschaft beschäftigte und dazu neben vielem anderen eine chaldäische und hebräische Grammatik publizierte. Humanistische Gelehrsamkeit war eben noch in vielen Fällen eine universale Form der Bildung. 1529 wurde Sebastian Münster Professor des Alten Testaments und der hebräischen Sprache an der Basler Universität. 1547 war er Rektor der Universität. Fünf Jahre später starb er in seiner Basler Wahlheimat.

Felix Platter (1536-1614) gehört dagegen bereits einer jüngeren Generation an. Er wurde 1536 in Basel geboren, im Jahr, als in der Druckerwerkstatt seines Vaters die erste Auflage von Johannes Calvins *Institutio Religionis Christianae*, einer in ihrer gedanklichen und sprachlichen Klarheit noch heute beeindruckenden Systematik der reformierten Theologie, entstand. In seiner selbst verfassten Lebensgeschichte weist Felix Platter etwas unbescheiden darauf hin, dass er in Basel wenige Tage nach dem Tod des Erasmus geboren sei²¹. Als sieben Jahre später bei Johannes Oporin das epochemachende Werk *Humani Corporis Fabrica* des Andreas Vesalius, ein Meilenstein in der Geschichte der Anatomie, erschien, war Felix Platter noch ein Kind. Später, als Arzt und Medizinprofessor, stellte er sich in die humanistische Tradition, zu der auch Vesalius gehörte. Vater Thomas Platter half bei der Karriereplanung des Sohnes kräftig mit: „By uns ist grosser mangel an Chirurgis, sind schier all kind, nütz gwandelt, unerfahren“, schrieb er seinem Sohn nach Montpellier. „Wen inen ein schwerer handel für kumpt, so zittrend sy, wie ein nass kalb, kratzend heimlich im kopff, under ougen promittunt salutem. Drum werden vil lütt erlempt oder sterbent gar. Es stodt gar woll, wen den ein medicus kan ratten und helffen, jo selber das messer in die hand nen und lonet woll. Min sun, ich wolt geren ein finen, nützlichen erenmann uss dier dim vatterland machen.“²²

21 F. Platter, Tagebuch (Lebensbeschreibung, 1536-1567), hg. v. V. Lötscher (Basler Chroniken 10), Basel 1976, 49: „Anno Christi 1536 bin ich durch gottes deß almechtigen ewige Firsehung, gnodt unnd giete ein lebendiger mensch in diese welt geboren, in welchem iar der hochgelert herr Erasmus Roterodamus im julio verschieden was [...]“.

22 Thomas Platters Briefe an seinen Sohn Felix, hg. v. A. Burckhardt, Basel 1890, 20.

In die durch Felix Platter in Basel prominent gewordene anatomische Ausbildung der Mediziner schrieb sich auch der jüngere Kollege Caspar Bauhin ein, der seine anatomische Praxis allerdings nicht über das Jahr 1611 hinaus weiterführte. Vor knapp 100 Jahren meinte Albrecht Burckhardt dazu etwas lakonisch, es lasse sich nicht sagen, „ob der Eifer Bauhin's erlahmte, oder ob wirklich keine Cadaver zu bekommen waren“²³.

Zu den besonderen medizinischen und seuchen-hygienischen Leistungen Felix Platters gehört sein ausführlicher Bericht über die Pest in Basel von 1610/1611 sowie seine *Observationes* (1614), eine Sammlung von Krankengeschichten in drei Büchern²⁴. Außerdem war er eine Stütze des kulturellen Lebens Basels, nicht zuletzt durch sein weit herum bekanntes Kuriositätenkabinett – eine Vorform des heutigen Museums –, auf dessen Besichtigung kein durchreisender Gebildeter verzichtete²⁵.

Als Felix Platter 1557 in Basel in Medizin promovierte, war er weit und breit der einzige Kandidat; denn in den 28 Jahren zwischen 1532 und 1560 gab es im Fach Medizin insgesamt nur neun Promotionen. Dann stieg die Zahl jedoch sehr schnell an: Zwischen 1586 und 1610 waren es insgesamt 454 Promotionen²⁶. Felix Platter hatte zweifellos einen gewichtigen Anteil an diesem Anstieg. Neben ihm jedoch genauso sein Kollege Theodor Zwinger, ein bedeutender Vertreter des oberrheinischen Späthumanismus²⁷.

Theodor Zwinger (1533-1588) absolvierte sein Studium 1553-1559 in Padua. In Paris und danach in Padua legte er sich den eigentümlichen, durch Petrus Ramus inspirierten, synoptischen Darstellungsstil zu, der seine verschiedenen Veröffentlichungen in den folgenden Jahrzehnten

23 A. Burckhardt, Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel, 1460-1900, Basel 1917, 148.

24 K. Huber, Felix Platters „Observationes“. Studien zum frühneuzeitlichen Gesundheitswesen in Basel (BBGW 177), Basel 2003.

25 V. Lötscher, Felix Platter und seine Familie (Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige 153), Basel 1975, 131 ff.

26 R. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, Bd. 4, Zürich 1862, 20.

27 Zu den oberrheinischen Verbindungen Zwingers vgl. u. a. K. von Greyerz, Lazarus von Schwendi (1522-1583) and Late Humanism at Basel, in: The Harvest of Humanism in Central Europe. Essays in Honor of Lewis W. Spitz, ed. by M. P. Fleischer, St. Louis, MO, 1992, 179-195.

kennzeichnen sollte²⁸. In methodologischer Hinsicht lässt sich der durch die Wissenschaftsgeschichte zu Unrecht vernachlässigte Zwinger als Vorläufer des englischen Naturphilosophen Francis Bacon (1561-1626) sehen, wobei er im Unterschied zu Bacon allerdings kein ausschließlicher Empiriker war. Dies wird insbesondere in seinem einzigen, jedoch geradezu enzyklopädischen Werk *Theatrum Vitae Humanae* deutlich. Die erste Auflage umfasste insgesamt 1483 Seiten und erschien 1565 in Arbeitsteilung bei den Basler Druckern Johannes Oporin sowie Ambrosius und Aurelius Froben. Die zweiten und dritten Auflagen erschienen 1571 und 1585/86. Seine Vorstellung des wissenschaftlichen Fortschritts verdankte Zwinger in mancherlei Hinsicht den Schriften des 1541 verstorbenen Paracelsus, mit denen er sich freilich nur allmählich anfreundete²⁹.

Zu den eher heterodoxen Aspekten des Basler Späthumanismus gehört die Tatsache, dass er wie bereits erwähnt eine eigentliche Renaissance des Paracelsismus mit sich brachte und auch sonst der humanistischen Beschäftigung mit Fragen der Magie und des Hermetismus einen wesentlichen Platz einräumte. Ausgehend von der florentinischen Renaissance des späteren 15. Jahrhunderts war diese Beschäftigung im europäischen Humanismus des 15. bis 17. Jahrhunderts neben orthodoxeren, dem Aristotelismus verpflichteten Strömungen eine feste Größe. Im Gegensatz zu den die ältere Wissenschaftsgeschichte bis etwa in die 1980er Jahre dominierenden Tendenzen versteht sich die neuere Wissenschaftsgeschichte nicht mehr nur als fachdisziplinenorientierte, internalistische Geschichtsschreibung, sondern als Historiographie, die die Entwicklung der neuen Wissenschaft seit dem 17. Jahrhundert nicht nur gleichsam von innen her (eben „internalistisch“), sondern genauso auch von ihrem sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Kontext her zu begreifen und zu analysieren versucht. Sie beschäftigt sich u. a. seit mehreren Jahren intensiver mit der alche-

28 C. Gilly, Zwischen Erfahrung und Spekulation. Theodor Zwinger und die religiöse und kulturelle Krise seiner Zeit, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 77 (1977), 57-137 [= Teil 1] und 79 (1979), 125-223 [= Teil 2], hier: 130.

29 Diese Entwicklung ist an den verschiedenen Auflagen des *Theatrum vitae humanae* abzulesen. Vgl. u. a. Gilly, Erfahrung (wie Anm. 28), Teil 2, 173-176. Zum Kontext vgl. auch Der Frühparacelsismus, hg. v. W. Kühlmann/J. Telle, 2 Bde., Tübingen 2001-2004.

mistischen Praxis herausragender englischer Naturphilosophen des späteren 17. Jahrhunderts und demonstriert damit, im Gegensatz zu dominierenden Tendenzen der älteren Wissenschaftsgeschichte, dass sich die historische Beschäftigung mit frühneuzeitlicher Naturphilosophie ihre Agenda nicht einseitig durch Gegenwartsrelevanz ihrer Forschungsfelder diktieren lassen darf³⁰. Das muss auch für unsere Einschätzung Theodor Zwingers I. gelten. Dieser wurde im Laufe der 1570er Jahre zur zentralen Person, bei der die Fäden der meisten paracelsischen und magisch-hermetischen Publikationsvorhaben des Basler Späthumanismus zusammenliefen³¹. Wie beim frühen Basler Humanismus ist auch hier eine enge Verzahnung wissenschaftlicher Bemühungen mit der Tätigkeit von Druckerherren, in diesem Falle vor allem mit derjenigen von Pietro Perna und Heinrich Petri, festzustellen.

Das Nachwirken der Renaissance des Paracelsismus im Basel des 17. Jahrhunderts ist noch nicht erforscht. Samuel Eglinger (1604-1670), Mathematikprofessor seit 1632 – also ganz am Ende der eigentlichen Blütezeit der Universität –, war ausgebildeter Apotheker und betrieb ein chemisches Laboratorium. In welcher Tradition er stand, ist nicht klar, während beim Sohn Theodor Zwingers I., Jakob Zwinger (1569-1610), anzunehmen ist, dass er in seinen medizinisch-chemischen Vorlesungen von alchemistischen Vorstellungen ausging. Er war vom französischen Arzt und Alchemisten Wilhelm Arragosius unterrichtet worden, der sich zeitweise als Glaubensflüchtling in Basel aufhielt³². Der Chemieunterricht blieb über die Zeit Samuel Eglingers hinaus eine Domäne der Mediziner.

30 Paradigmatische Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang dem Band zur Frühen Neuzeit der Cambridge History of Science zu: *Early Modern Science*, ed. by K. Park/L. Daston (*The Cambridge History of Science* 3), Cambridge 2006.

31 Vgl. F. Hieronymus, Theophrast und Galen – Celsus und Paracelsus. Medizin, Naturphilosophie und Kirchenreform im Basler Buchdruck bis zum Dreißigjährigen Krieg, 5 Bde., Basel 2005; insbesondere Bd. 1, Teil 2 [Ausstellungskatalog]; zu den Basler Alchemiedrucken des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts vgl. M. Bachmann/T. Hofmeier, *Geheimnisse der Alchemie* [Ausstellungskatalog], Basel 1999, 176-226.

32 A. Staehelin, *Geschichte der Universität Basel, 1632-1818*, Teil 1, Basel 1957, 230. Zu Arragosius vgl. auch von Greyerz, Lazarus von Schwendi (wie Anm. 27), 192 f.

Dem Inhaber des Mathematiklehrstuhls war aufgetragen, neben Arithmetik und Geometrie auch Astronomie zu unterrichten. Experimentelle Physik – z. B. Versuche mit der Luftpumpe nach dem Vorbild der durch den Magdeburger Bürgermeister Otto Guericke durchgeführten Experimente – wurde vom Inhaber dieses Lehrstuhls erst von den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts an gelehrt, allerdings längst nicht kontinuierlich. Jakob Bernoulli machte hier den Anfang.

Doch zunächst zurück in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Im Gegensatz zu den Basler Geistesgrößen des früheren 16. Jahrhunderts stammte auch Christian Wurstisen (1544-1588) wie Theodor Zwinger aus der Rheinstadt selbst. Schon in jungen Jahren, er war gerade zwanzigjährig, wurde er Professor der Mathematik. Dabei beschäftigte er sich auch mit Fragen der Astronomie. Ob er dabei zu einem der sehr frühen Anhänger des kopernikanischen Weltbildes geworden ist, ist nicht hinlänglich klar. Ein späterer Nachfolger Wurstisens auf demselben Lehrstuhl, Peter Megerlin aus Kempten im Allgäu (1623-1686), ein überzeugter Kopernikaner, war dieser Meinung. Er verwies dabei auf die entsprechende Erwähnung Wurstisens in Galileo Galileis *Dialog über die beiden Weltsysteme* von 1632. Galileo hielt Wurstisen in seiner Erinnerung allerdings für einen Gelehrten aus Rostock: „Ich war noch recht jung und hatte kaum den Kursus der Philosophie durchgemacht [...], da geschah es, dass ein gewisser Nordländer aus Rostock, namens Christian Wursteisen, wenn ich nicht irre, ein Anhänger der kopernikanischen Meinung in diese Gegend kam. Er hielt in einer Akademie zwei oder drei Vorlesungen über diesen Gegenstand unter großem Zulauf von Zuhörern, wahrscheinlich mehr wegen der Neuheit der Sache als aus sonst einem Grunde. Ich blieb jedoch weg, denn ich hatte die bestimmte Empfindung, dass eine derartige Ansicht ein barer Unsinn sein müsse.“ Durch einen Zuhörer Wurstisens wurde Galilei aber davon überzeugt, dass die Sache ernst zu nehmen sei. Er habe daraufhin angefangen, jeden einzelnen Kopernikaner, der ihm begegnet sei, auf die Probe zu stellen, „um mich zu überzeugen, in welchem Grade er mit den Gründen der Gegenpartei vertraut sei, und habe bei allen gefunden, dass diese ihnen völlig geläufig waren. [...] Umgekehrt aber, so viele Peripatetiker und Ptolemäer ich gefragt habe – und ich habe deren aus Neugier gar manche examiniert – inwieweit sie das Buch des Kopernikus studiert hätten, stets habe ich gefunden,

dass ganz wenige es flüchtig gesehen haben; keinen einzigen aber, glaube ich, der es verstanden hätte“³³.

Eduard Fueter hat in seiner Geschichte der exakten Wissenschaften in der Schweiz des späten 17. und 18. Jahrhunderts auf Wurstisens großes Lob für Kopernikus in seinem 1565 erschienenen Traktat über die Planetentheorie Purbachs hingewiesen³⁴. Fest steht jedenfalls, dass es Wurstisen während der Jahre 1564-1586, in denen er die Mathematik-Professur innehatte, von Seiten der Regenz der Universität untersagt war, das kopernikanische neben dem ptolemäischen System ebenfalls zu unterrichten. Wurstisen, der in den letzten beiden Lebensjahren, zwischen 1586 und 1588, das Amt des Stadtschreibers versah, muss auch als Chronist und Historiker gewürdigt werden. Wie bei Sebastian Münster treffen wir auch hier auf eine ausgesprochen vielseitige Begabung. In seinen Mußestunden verfertigte er eine ansehnliche Basler Chronik, die 1580 erschien und welche die geschichtliche Entwicklung am Oberrhein bis in die unmittelbare Zeit des Entstehens der Chronik nachzeichnete.

Auch dem bereits erwähnten Peter Megerlin, Inhaber des Mathematik-Lehrstuhls in den Jahren 1674-1686 und eine markante Forscherpersönlichkeit, wurde die Berücksichtigung des kopernikanischen Systems in seinem Unterricht durch die Regenz der Universität, kaum hatte er seine Stelle angetreten, verboten. Ein weiterer Konflikt, insbesondere mit den Theologen, ergab sich sechs Jahre später wegen seines Buches *Systema mundi Copernicanum*. Es wurde ihm eingeschärft, inskünftig nicht ohne Zustimmung der Universitätsoberen von der überlieferten Lehrmeinung („de recepta docendi via“) abzuweichen³⁵. Das war allerdings die letzte Auseinandersetzung dieser Art, die sich in Basel abspielte.

Der nach diesem Zeitpunkt offenkundige Wandel hatte zunächst einmal damit zu tun, dass die dogmatische Einheitsfront der reformierten theologischen Orthodoxie gegen Ende des 17. Jahrhunderts abzubröckeln begann. Zwar hatten die führenden reformierten Theo-

33 G. Galilei, Dialog über die beiden hauptsächlichen Weltsysteme, das Ptolemäische und das Kopernikanische, aus dem Italienischen übers. v. E. Strauss, Darmstadt 1982, 134.

34 E. Fueter, Geschichte der exakten Wissenschaften in der schweizerischen Aufklärung (1680-1780), Aarau 1941, 30.

35 Staehelin, Geschichte (wie Anm. 32), 143 f.

logen mit der *Formula consensus* von 1675 ihren Widerstand gegen die Rationalisierung und „Mechanisierung“ des wissenschaftlichen Weltbildes zur gemeinsamen Sache erklärt, aber nicht alle Pfarrer ließen sich in die geforderte dogmatische Disziplin einbinden. In Basel weigerte sich der Sohn des gleichnamigen Bürgermeisters, Johann Rudolf Wettstein d. J. (1647-1711), als Pfarrer die geforderte Unterschrift unter die Konsensformel zu leisten. Es wurde ihm zwar daraufhin jede öffentliche Stellungnahme in dieser Sache untersagt. Aber insgeheim vermochte er dennoch, vor allem aufgrund seiner umfangreichen Korrespondenz, einiges zu bewirken. Als 1675 der Antistes Lukas Gernler starb – er war maßgeblich am Zustandekommen der *Formula consensus* mitbeteiligt gewesen –, wurde bezeichnenderweise nicht sein Schwager Johannes Zwinger, der seit zehn Jahren Professor war, zu seinem Nachfolger als Vorsteher der Basler Kirche gewählt, sondern der Pfarrer Peter Werenfels. Johannes Zwinger vertrat nämlich die reformierte Orthodoxie „in ungebrochener Schärfe“³⁶. Peter Werenfels dagegen gab elf Jahre nach Inkrafttreten der *Formula consensus* bereitwillig – und in Übereinstimmung mit dem Basler Rat – nach, „als die reformierten Orte der Eidgenossenschaft durch Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1686 ersucht wurden, die Consensformel im Interesse der evangelischen Einigung abzuschaffen“³⁷, und setzte diese für Basel außer Kraft, während in Bern und Zürich noch bis in die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts hinein an der Formel geradezu verbissen festgehalten wurde. Der damit vollzogene Bruch mit dem durch die Orthodoxie bis dahin praktizierten gesamtwissenschaftlichen Kontrollanspruch fand nach der Jahrhundertwende unter dem Einfluss des bedeutenden Basler Theologen Samuel Werenfels seine Fortsetzung.

Mit diesem Rückzug der Basler Theologie in den letzten beiden Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts aus der bisherigen Kontrolle der Rechtgläubigkeit der Universitätsangehörigen erwuchs zum einen dem Kopernikanismus kein weiterer Widerstand mehr, zum andern stand nun dem Eindringen des damals modernen wissenschaftlichen Denkens in Basel nichts mehr im Wege. Dieses war hierzulande gegen Ende des 17. Jahrhunderts eng mit dem Namen René Descartes' ver-

36 Ebd., 263.

37 Ebd., 264.

knüpft. Descartes' Physik mit ihrer radikalen Geometrisierung des wissenschaftlichen Denkens und ihrer Anlehnung an den Atomismus der vorsokratischen Philosophie verfügte damals unter den Gebildeten Europas über eine große Faszinationskraft – bis hin zu Isaak Newton, dessen *Principia mathematica* von 1687 zu einem guten Teil auch als Gegenschrift gegen Descartes' *Principia philosophiae* von 1644 gelesen werden können³⁸. In Basel standen die ersten bedeutenderen Werke Jakob Bernoullis, die 1682 erschienen, *De cometarum motu* (Von der Bewegung der Kometen) und *De gravitate aetheris* (Vom Gewicht des Aethers), im Banne der Naturphilosophie Descartes'³⁹. Hinsichtlich des baslerischen Wissenschaftsbetriebs lässt sich mit diesem Datum mit Fug und Recht der Beginn der Frühaufklärung in der Rheinstadt verknüpfen.

Jakob Bernoulli (1655-1705) entstammte einer 1622 aus Antwerpen zugewanderten Immigrantenfamilie. Er erhielt 1687 den Basler Lehrstuhl für Mathematik, ein Jahr bevor die Professorenwahlen dem sogenannten Ballotiersystem, das 1718 durch das Losverfahren abgelöst wurde, unterworfen wurden. Die Universität war nun gänzlich zu einer reinen *pro domo*-Institution des Basler Bürgertums geworden. Wie das Beispiel der Gelehrten aus der Familie Bernoulli zeigt, tat dies der Qualität nicht in allen Bereichen Abbruch, wobei allerdings für verschiedene Exponenten dieser außergewöhnlichen Mathematikerfamilie die wissenschaftliche Tätigkeit in der Emigration, insbesondere in St. Petersburg, im 18. Jahrhundert zur Regel wurde. Die Migrationsgeschichte unterscheidet push- und pull-Faktoren. Ein nicht zu übersehender push-Faktor war zweifelsohne die schlechte Bezahlung der Basler Professoren in jenen Jahren.

Jakob Bernoulli, der hinsichtlich seiner mathematischen Kenntnisse weitgehend ein Autodidakt war, machte sich in kurzer Zeit einen internationalen Namen dadurch, dass er die ihm durch eine Veröffentlichung Leibniz' in den *Acta Eruditorum* von 1684 bekannt gewordene Infinitesimalrechnung gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Johan-

38 Vgl. u. a. J. Roche, Newton's *Principia*, in: Let Newton Be! A New Perspective on his Life and Works, ed. by J. Fauvel u. a., Oxford 1988, 43-61; W. Kutschmann, Isaac Newton (1643-1727), in: Klassiker der Naturphilosophie. Von den Vorsokratikern bis zur Kopenhagener Schule, hg. v. G. Böhme, München 1989, 171-186, hier: 177-180.

39 Fueter, Geschichte (wie Anm. 34), 18.

nes weiter entwickelte. Innerhalb kurzer Zeit wurde er zusammen mit seinem Bruder Johannes in die Pariser *Académie des Sciences* und anschließend in die 1700 durch Leibniz initiierte *Preussische Akademie der Wissenschaften* in Berlin aufgenommen. An die bereits erwähnten frühen Veröffentlichungen von 1682 und an die Weiterführung der leibnizschen Infinitesimalrechnung sowie grundlegenden Arbeiten hinsichtlich der Wahrscheinlichkeitsrechnung fügte sich bis zum Tode Jakob Bernoullis im Jahre 1705 ein reiches Werk, in welchem er sich u. a. mit der Geometrie Descartes', den Schwingungspunkten im Bereich der Physik und in der Astronomie auch mit dem damals viel diskutierten Problem der Längengradberechnung beschäftigte⁴⁰.

Beim Tode seines dreizehn Jahre älteren Bruders war Johannes Bernoulli I (1667-1748) bereits eine Zelebrität. Seit 1695, d. h. seit seinem 28. Lebensjahr, war er Professor im niederländischen Groningen und wurde deshalb 1705 unter Umgehung des nunmehr üblichen Ballotierverfahrens als Nachfolger seines Bruders auf den Lehrstuhl für Mathematik berufen; er musste sich also seine Anerkennung keineswegs so mühsam erkämpfen wie seinerzeit der ältere Bruder. Er stellte insofern die Ausnahme von der Regel dar, als er sich nur ungern in Basel festsetzte und sich nicht mit den kleinräumigen Verhältnissen der Universität anfreunden konnte. Trotz seiner Reforminitiativen zur Erneuerung und Verbesserung des Universitätsstudiums stagnierte die Universität aufs Ganze gesehen im 18. Jahrhundert. Zum Teil lag dies sicherlich auch an den geringen Professorengehältern⁴¹. „Cela ne vous paroit-il pas plaisant, qu'on aille chercher un Mathématicien pour être le Medecin de l'école malade? enfin je suis le véritable *Medecin malgré lui* de Molière“, schrieb er 1725 an seinen Zürcher Korrespondenten Johann Jakob Scheuchzer⁴². Erst 1818 sollte dann eine grundlegende Reform und Neugestaltung der Universität stattfinden. Ein Großteil des Basler Unterrichts Johannes Bernoullis fand in der Form von

40 Zur Längengradproblematik vgl. u. a. D. S. Landes, *Revolution in Time. Clocks and the Making of the Modern World*, Cambridge, MA, 1983, 105-113, 146-157.

41 Vgl. dazu u. a. J. von Ungern-Sternberg, Basel. Die Polis als Universität, in: *Stätten des Geistes. Große Universitäten Europas von der Antike bis zur Gegenwart*, hg. v. A. Demandt, Köln 1999, 187-204, hier: 198.

42 Zit. R. Wolf, Johannes Bernoulli von Basel, 1667-1748, in: *Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz*, hg. v. dems., Bd. 2, Zürich 1859, 71-104, hier: 99.

Privatlektionen statt, zu denen sich zahlreiche Studenten wie auch arriviertere Wissenschaftler zum Teil von weit her einfanden, von denen er in seiner Autobiographie nicht ohne Selbstlob bemerkte: „Je ne sache aucun qui ne soit reparti de Bâle très content de mes leçons.“⁴³

Ich breche hier ab und kehre ins späte 16. Jahrhundert zurück, weil es mir ein Anliegen ist, die Rolle der Basler Theologie für die Geschichte der Universität und des geistigen Lebens der RheinStadt im richtigen Licht erscheinen zu lassen. Zwar bleibe ich bei meiner Einschätzung, die Basler Theologie habe in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Mühe bekundet, sich aus der spätestens in den 1670er Jahren deutlich werdenden orthodoxen Erstarrung zu lösen, andererseits ist auffallend, dass ihr dieser Schritt – wie wir bereits gesehen haben – viel früher gelang als den reformierten Theologen Zürichs und Berns. Außerdem wäre es aus historischer Sicht falsch, die reformierte Basler Orthodoxie für den gesamten Zeitraum zwischen den 1580er und den 1680er Jahren als verknöchert zu bezeichnen. Die ersten Exponenten der calvinistischen Orthodoxie in Basel, Johann Jakob Grynaeus (1540-1617) und Amandus Polanus von Polansdorf (1561-1610), leisteten einen wesentlichen Beitrag zum Glanz der Universität der Jahre 1570-1620.

Johann Jakob Gynaëus studierte in den fünfziger Jahren vorerst in Basel, ab 1563 sodann in Tübingen, wo er 1565 promovierte. Er fühlte sich zunächst in dogmatischen Fragen der zum deutschen Luthertum hin offenen Position seines akademischen Lehrers Simon Sulzer (1508-1585) verpflichtet. Das zeigt sein Theologiestudium an der lutherischen Universität Tübingen. In den folgenden Jahren geriet er jedoch durch seine Heirat mit Lavinia de Canonicis, der Pflögetochter des Heidelberger Arztes und Zwinglianers Thomas Erastus, immer mehr unter den theologischen Einfluss seines Schwiegervaters. 1584-86 lehrte er in Heidelberg und wurde von dort durch den Basler Rat als Nachfolger Sulzers an die Spitze der Basler Kirche berufen. Hier führte er seine Publikationstätigkeit als inzwischen für die calvinistische Orthodoxie gewonnener Theologe fort⁴⁴.

Amandus Polanus von Polansdorf stammte aus Schlesien und kam 1583 als Zweiundzwanzigjähriger von Tübingen her zum ersten Mal

43 Ebd., 84.

44 F. Weiss, Johann Jakob Grynaeus, in: Basler Biographien, Bd. 1, Basel 1900, 159-199.

nach Basel. Hier lernte er Grynaeus kennen. Seine Berufung an die Universität auf die Professur für Altes Testament erfolgte erst dreizehn Jahre später (1596). Polanus heiratete nun Gryneaus' Tochter Maria und wurde in der Folge neben seinem Schwiegervater zu einem bedeutenden Vorkämpfer der calvinistischen Orthodoxie. Er starb 1610 an der Pest⁴⁵. Wie deutlich mit Grynaeus und Polanus allerdings die bis in die 1580er Jahre andauernde Zeit des Späthumanismus in Basel zu Ende ging, zeigte der Schlesier u. a. in seiner Dissertation des Jahres 1590, in welcher er im zweiten Teil die Genfer Verbrennung des spanischen Antitrinitariers Michael Servet im Jahre 1553 rechtfertigte. Es war noch nicht lange her, dass der Genfer Ketzerprozess gegen Servet in Basel den entschiedenen Widerspruch von Sebastian Castellio und von manch anderen Basler Späthumanisten hervorgerufen hatte, und dass es den kirchlichen Autoritäten der Rhonestadt nicht gelungen war, Castellio und seine Sympathisanten bei der Basler Obrigkeit anzuschwärzen⁴⁶. Diese Ära war nun eindeutig vorbei.

Dennoch wäre es verfehlt, die allmähliche Verflachung der Qualität von Forschung und Lehre an der Basler Universität des 17. Jahrhunderts einfach dem wachsendem Glaubenszwang anzulasten, wie dies nicht selten, z. B. in Anlehnung an Jacob Burckhardts kritische Einschätzung der Folgen der Reformation, geschehen ist⁴⁷. Diesen vorschnellen Schluss verbietet allein schon die Tatsache, dass die gewiss orthodoxen Theologen Grynaeus und Polanus an der Wende zum 17. Jahrhundert durch ihre wissenschaftliche Prominenz nicht wenig zum damaligen Glanz der Universität beigetragen haben.

Der Ruhm der theologischen Fakultät vermochte bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges Studenten aus Böhmen und Mähren anzuziehen⁴⁸. Der Höhenflug der theologischen Fakultät wurde durch die medizinische Fakultät und, hinsichtlich der hohen Studentenzahlen, auch durch die juristische Fakultät geteilt. Die Basler medi-

45 E. Staehelin, Amandus Polanus von Polansdorf, Basel 1955.

46 Ebd., 68. Vgl. auch D. Cantimori, Italienische Haeretiker der Spätrenaissance, aus dem Italienischen übers. v. W. Kaegi, Basel 1949, 149-162, 174-192.

47 Die zahlreichen Passagen und Textstellen aus dem Werk Jacob Burckhardts, die an dieser Stelle zitiert werden könnten, fasst zusammen A. von Martin, Die Religion in Jacob Burckhardts Leben und Denken. Eine Studie zum Thema Humanismus und Christentum, München 1942, 179-198.

48 Guggisberg, Basel (wie Anm. 9), 48.

zinische Fakultät „war damals allen medizinischen Fakultäten Deutschlands in wissenschaftlicher Beziehung weit überlegen: Basel hatte Anatomien, einen botanischen Garten, klinischen Unterricht“⁴⁹. Doch der Tod der herausragenden Gelehrten, die diese Phase der Universitätsgeschichte mit prägten und genauso auch die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges führten nicht nur zu einem spürbaren Rückgang der Studierendenfrequenz, sondern auch zu einer länger anhaltenden wissenschaftlichen Provinzialisierung, wenn wir von einzelnen herausragenden Gelehrten vor allem des 18. Jahrhunderts absehen.

Die im Jahre 1460 gegründete Universität Basel versuchte also in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens keineswegs unentwegt, aber doch deutlich während ihrer Glanzzeiten, der Devise nachzuleben, die ihr Pius II. in seiner Gründungsurkunde in schöner, humanistischer Diktion auf den Weg gegeben hatte. Die Gründungsurkunde hat Enea Piccolomini sicherlich nicht selbst verfasst, aber sie orientierte sich ohne Zweifel an seinen Vorgaben und an seiner humanistischen Gesinnung. Hier – für einmal in deutscher Übersetzung und zum Schluss meiner Ausführungen – die angesprochene Passage: „Unter all die Freuden, welche der sterbliche Mensch in diesem hinfälligen Leben durch Gottes Gabe erlangen kann, verdient nicht zuletzt sein Vermögen gezählt zu werden, durch beharrliches Studium die Perle der Wissenschaften zu erringen. Diese weist ihm den Weg zu einem guten und glücklichen Leben und bewirkt in ihrer Kostbarkeit, dass der Erfahrene weit über den Unerfahrenen hervorragt. Sie macht ihn darüber hinaus Gott ähnlich und führt ihn hin zur klaren Erkenntnis der Geheimnisse der Welt. Den Ungelehrten hilft sie und hebt auch die von niedrigster Geburt zu den Erhabenen hinauf.“⁵⁰

49 Staehelin, *Geschichte* (wie Anm. 32), 337, vgl. auch Burckhardt, *Geschichte* (wie Anm. 23), 64-168.

50 Text und Übersetzung in: *Schatzkammern der Universität Basel. Die Anfänge einer 550-jährigen Geschichte*, hg. v. M. Wallraff/S. Stöcklin-Kaldewey, Basel 2010, 18.

„Besser zeigen ihn seine Bücher“ Gelehrte im Porträt – eine Basler Tradition

VON ANDREAS BEYER

Nikolaus Meier gewidmet

Das Gelehrtenbildnis zählt zu den Bildgattungen, deren Entstehung lange zurückreicht und deren Konjunktur ungebrochen anhält. Kein Bericht über eine wissenschaftliche Sensation, die ohne eine Fotografie des verantwortlichen Forschers auskäme; kein Standardwerk großer Denker aus der Geschichte, dessen Umschlag nicht ein frühes Porträt schmückte. Das Bedürfnis nach Gelehrtenbildern ist gleichsam unver-siegbar und so alt wie die Gelehrsamkeit selbst. Die Antike hat eine einschlägige, eigene Bildtradition ausgebildet, die über das Mittelalter bis in die Neuzeit reicht¹; zur wirklichen Inkunabel dieses spezifischen Genres ist Antonello da Messinas Darstellung des „Hl. Hieronymus im Gehäuse“ aus der Mitte der siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts geraten, die heute in der Londoner National Gallery aufbewahrt wird.

Dabei hat die Frage nach der Bildwürdigkeit oder auch nach der Bildfähigkeit des Gelehrten, hat die Debatte um den Vorrang von

1 Der Mensch der römischen Antike, hg. v. A. Giardina, Frankfurt am Main 1991; A. von Hülsen-Esch, Gelehrte im Bild. Repräsentation, Darstellung und Wahrnehmung einer sozialen Gruppe im Mittelalter, Göttingen 2006; R. Burgess, Portraits of Doctors and Scientists in the Wellcome Institute of the History of Medicine, London 1973; K. Löcher, Humanistenbildnisse – Reformatorenbildnisse. Unterschiede und Gemeinsamkeiten, in: Literatur, Musik und Kunst im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, hg. v. Boockmann, Göttingen 1995, 352-390; V. Valter, Gelehrte Gesellschaft. Wissenschaftler und Erfinder im Porträt, in: Erkenntnis, Erfindung, Konstruktion. Studien zur Bildgeschichte von Naturwissenschaft und Technik vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, hg. v. H. Holländer, Berlin 2000, 833-859; R. Kanz, Dichter und Denker im Porträt. Spurengänge zur deutschen Porträtkultur des 18. Jahrhunderts, München 1993. — Abb. 1, 2, 3, 5 aus dem Archiv des Autors.

Schrift oder Bild, die Gelehrtenwelt selbst vital beschäftigt. Prominent dafür steht der Name des Dichters und humanistischen Denkers Giovanni Boccaccio, der im 14. Jahrhundert entschieden gegen die zunehmende Bildersucht seiner Zeitgenossen zu Felde zog. Er hat sich nicht gewünscht, dass sein Dichterfreund Francesco Petrarca in einem Bildnis überdauere, denn er war davon überzeugt, dass dieser nach seinem Tod in seinen Schriften weiterlebe und so, überzeitlich, bei jeder Lektüre aufs Neue ins Leben der Nachwelt trete². Als Schriftsteller hat Boccaccio vielleicht naturgemäß der Erinnerungskraft des Wortes den Vorrang vor jener des Bildes eingeräumt; der leibliche Körper des Dichters mochte ihm sterblich erscheinen, nicht aber das Corpus seines Werks. Und doch hat auch im Falle Petrarcas, von dem schon zeitgenössische Porträts existierten, das Bildbedürfnis gesiegt – noch unlängst. Ein einschlägig ausgewiesener Paläontologe hat sich im Frühjahr 2004, dem Jahr, in dem sich Petrarcas Geburt zum siebenhundertsten Male jährte, daran gemacht, dessen Grab in Arquà Petrarca zu öffnen, um aus den knöchernen Überresten und mit Hilfe avancierter, bildgebender Verfahren, Petrarcas wirkliches Antlitz zu rekonstruieren. Die Öffnung des Grabs hat freilich nur einen Schädel zutage gefördert, der nach Ansicht des Experten insgesamt zu klein ist und wohl eher einer Frau zugehörig gewesen sein muss. Eine Geschichte, die ganz nach Boccaccios Geschmack gewesen sein dürfte.

Der Ruhm, zumal jener, der sich an Bildnisse heftet, zählt zu den Prekaria, den widerruflichen, nicht einklagbaren Rechten. Und auch das Gelehrtenlob ist ein launiges Geschäft. Dass der Begriff der „fama“ zweideutig ist, nämlich Ruhm und Gerücht gleichermaßen bedeuten kann, ist dafür ein ebenso aussagekräftiges Zeugnis wie der Umstand, dass in der weit über den italienischen Sprachraum hinaus gängigen Formulierung „fortuna critica“ die Rezeptionsgeschichte eines Künstlers oder Gelehrten an die Glücks- und Schicksalsgöttin, Fortuna eben, gebunden bleibt. Der Künstlerbiograph Giovanni Battista Passeri hat das gegen Ende des 17. Jahrhunderts in die Worte gefasst: „Der Flug der Fama hängt vielfach auch vom Zufall ab, und vor allem bedarf es der

2 G. Boccaccio, *De vita et moribus Francisci Petracchi de Florentia*, a cura di R. Fabbri, in: Giovanni Boccaccio. *Tutte le opere*, a cura di V. Branca, Bd. 5.1., Milano 1992, 897-911. Zu den Petrarca-Porträts vgl. J. B. Trapp, *Studies of Petrarch and his Influence*, London 2003.

Begleitung jener günstigen und hilfreichen Konjunkturen.“³ Höchste Wertschätzung zu Lebzeiten schließt postumes Vergessen bis hin zur „*damnatio memoriae*“ nicht aus. Dass die Schrift der verlässlichere Ruhmesverkünder ist, hat schon der Humanist Guarino da Verona im 15. Jahrhundert erkannt: „Wenn man schließlich die Hilfsmittel des Ruhmes vergleicht, so übertreffen die schriftlichen Annalen jedes beliebige Bild und jede Statue. Genau genommen zeigen die Bilder die Körper, die Annalen [die Schriften also] aber die Seele und die Sitten. Die Bilder sind stumm, aber die Annalen erfüllen mit ihrer Stimme Land und Meer. Die Bilder und Statuen können nur an wenigen Orten aufgestellt werden; die Annalen aber schweifen leicht über die ganze Welt hin und sind fähig, sich zu vervielfältigen.“⁴

Und nicht nur eignet den Bildern schon materiell sozusagen eine geringere Erinnerungskraft; sie sind, wenn es sich um Porträts handelt, auch nicht immer gleichermaßen verlässlich. Schon deshalb begleitet das Porträt von früh an auch häufig das Wappen – etwa im Falle des von Albrecht Dürer verewigten Hieronymus Holzschuher (1526, Berlin, Gemäldegalerie) – von dem zuversichtlicher erwartet werden durfte, dass es wenigstens den genealogischen Stamm des Dargestellten zweifelsfrei identifizieren ließ.

Die recht unterschiedliche erinnerungstiftende Qualität von Bildnis oder Wappen wird besonders deutlich am Porträt des Sebastian Brant (Abb. 3), das Hans Burgkmair um 1508 geschaffen hat. Das Porträt des Humanisten und Schriftstellers, Verfasser des „*Narrenschiffs*“ (Basel 1494) und von 1489 bis 1500 Professor beider Rechte an der Universität Basel, hat überhaupt erst nach der im Jahre 1949 erfolgten Entfernung der Übermalung des rückseitig angebrachten Wappenschildes identifiziert und mit Brant in Verbindung gebracht werden können.

Tatsächlich lässt die Heraldik Identifikationen leichter zu als die Physiognomie eines aus dem visuellen Gedächtnis der Zeit gefallen Menschen. Es ließe sich auch schwerlich aus einem Vergleich etwa des Bildnisses von Burgkmair mit einer Porträtzeichnung Brants von der Hand Albrecht Dürers (Abb. 2) durch den Abgleich physiognomischer Korrespondenzen allein eine verbindliche Bestimmung des Dargestell-

3 G. B. Passeri, *Die Künstlerbiographien*, hg. v. J. Hess (Römische Forschungen der Bibliotheca Hertziana 11), Leipzig 1934, 72. Das Werk stammt von 1678.

4 Zitiert nach E. Garin, *Geschichte und Dokumente der abendländischen Pädagogik*, Hamburg 1966, Bd. 2, 205.

ten vornehmen – denn auch die jeweilige Künstlerhandschrift tradiert ja nicht weniger den Maler oder Zeichner selbst.

Sebastian Brant posiert im Karlsruher Bildnis im scharfen Profil; ganz nach Art der antiken Herrscherdarstellungen auf Münzbildern, die hier besonders folgenreich auf die Bildpraxis eingewirkt haben. Er ist kostbar gewandet und trägt eine pelzverbrämte Kopfbedeckung; alles weist ihn als einem höheren Stand zugehörig aus. Und wirklich ist ja Brant hier schon in seiner Zeit als Stadtschreiber und Kanzler der freien Reichsstadt Straßburg porträtiert. Das Bildnis aber kommt weitgehend ohne Requisiten aus, ohne Symbole, schon gar solche der Macht. Vielmehr sind es die eingefallenen Wangen und der nach innen gekehrte Blick, die den Dargestellten als Denker und Schriftsteller auszeichnen, die Entbehrung und Askese sind die heraldischen Zeichen der Gelehrsamkeit.

Mit Burgkmair und Dürer, namentlich mit Sebastian Brant, berührt das Thema Basel, und wirklich darf das Gelehrtenbildnis eine Basler Tradition genannt werden, weil sich mit dem Bildnis Brants von der Hand Burgkmairs eine Gattung ausbildet, die vielfach an Basel gebunden bleiben wird – in unmittelbarer Folge ist es Erasmus von Rotterdam und sind es Hans Holbein d. J., Albrecht Dürer und Lucas Cranach d. Ä., die das Gelehrtenbildnis in immer anspruchsvollerem Gestus formulieren.

Anders als den anderen Bestellerkreisen von Porträts, denen es – wie etwa im höfischen oder bürgerlichen Kontext – auch um ein augenfälliges dynastisches oder familiäres Fortleben ging, suchten die Humanisten zunächst und vor allem nach dem Ausdruck ihres eigenen, um es mit einem modernen Wort zu sagen: intellektuellen Selbstverständnisses, was nicht ausschließt, dass sich darin auch das Begehren nach Ruhm und Nachruhm und auch familiäre Durchsetzungsstrategien artikulieren. Eines der frühen Gelehrtenbildnisse, Lucas Cranachs um das Jahr 1503 entstandenes Porträt des Johannes Cuspinian (heute in der Sammlung Oskar Reinhardt „Am Römerholz“ in Winterthur), fungiert etwa als Pendantstück zu dem gleichzeitig geschaffenen Bildnis von dessen Frau Anna Putsch⁵. Und dennoch darf gelten, dass im Gelehrtenbildnis das grundsätzliche Dilemma bewahrt ist, von der Vergänglichkeit des eigenen Körpers zu wissen, sich im

5 Vgl. dazu A. Beyer, *Das Porträt in der Malerei*, München 2002, 118–122.

geschriebenen Wort als Geist über den Körper zu behaupten, und doch zugleich anschauliches Zeugnis von der eigenen Existenz abzulegen.

Nicht selten dürften Gelehrten-Porträts wohl deshalb auch in graphischen Blättern überliefert sein, weil sie damit auf einer medialen Ebene, auf Papier und im Druck, mit dem materiellen Träger des schriftstellerischen Werks korrespondierten. Gleichwohl gilt, dass, wie etwa im berühmten Kupferstich Dürers aus dem Jahr 1526, der den Humanisten und Reformen Philipp Melanchthon abbildet, das Bewusstsein der Uneinholbarkeit des Geistes durch die Malerei vorherrschte. Dort begleitet folgende, fingiert in Stein gemeißelte Inschrift das im Profil wiedergegebene Bildnis: VIVENTIS POTUIT DURERIUS ORA PHILIPPI / MENTEM NON POTUIT PINGERE DOCTA MANUS („Das Antlitz des lebenden Philipp, nicht seine Geistseele vermochte Dürer mit gelehrter Hand zu malen“)⁶. Es handelt sich um ein klassisches Bildepigramm, das von der Signatur des Malers gefolgt wird. Dass die Inschrift als steinernes Dokument erscheint, verweist auch hier auf die größere Dauer, die dem Wort vor dem Bild zukommt. Rudolf Preimesberger hat überzeugend auf die Ambivalenz, ja die Paradoxie verwiesen, die sich hier artikuliert. Der Künstler – der sich, indem er seine Hand eine „gelehrte“ nennt, mit dem Gelehrten im Bild auf eine Stufe stellt – formuliert recht eigentlich den Triumph der Kunst, nämlich die Schwierigkeit, das eigentlich nicht Darstellbare (den Geist) in Gestalt des Körpers eben doch zur Ansicht, Inneres und Äußeres in eine anschauliche Wechselwirkung gebracht zu haben. Der Körper erst lässt überhaupt von dem ihm innewohnenden Geist sprechen⁷.

Es scheint in diesem Blatt all das auf, was die zeitgenössische und nachfolgende Bildnistradition insgesamt beschäftigen sollte – auch und vor allem in Basel. Dafür ist beredtes Beispiel das von Hans Holbein d. J. geschaffene Porträt des Bonifacius Amerbach aus dem Jahr 1519 (Abb. 4). Amerbach studierte seit 1512 Jura und klassische Sprachen in Freiburg (wo er eng mit Erasmus von Rotterdam verkehrte), zog dann nach Avignon weiter, wo er 1525 promoviert wurde. Das Porträt entstand vor seinem Weggang in die südfranzösische Universitätsstadt; der schneebedeckte Bergrücken im Bildhintergrund, eine

6 Vgl. Porträt, hg. v. R. Preimesberger u. a., Berlin 1999, 220 ff.

7 Ebd.

Rarität in den ohnehin seltenen Landschaftsdarstellungen Holbeins, wird für die bevorstehende Reise über die Alpen stehen. Insofern steht das Bildnis in einer klassischen Tradition, die Porträts als erinnerungsstiftende Hinterlassenschaft der in die Ferne aufbrechenden Dargestellten kennt⁸. Als Bild aber kündigt es vor allem von der erheblichen humanistischen Ambition des Dargestellten wie von seiner bildkritischen Expertise. Amerbachs Anteil an der Gestaltung des Porträts ist verbürgt; die Inschrift ist von ihm selbst verfasst worden, ein Entwurf dazu hat sich in der Basler Universitätsbibliothek erhalten. Sie besagt: PICTA LICET FACIES VI / VAE NON CEDO SED INSTAR / SVM DOMINI IVSTIS NO / BILE LINEOLIS: / OCTO IS DUM PERAGIT / TPIETH, SIC GNAVITER IN ME / ID QVOD NATVRAE EST, / EXPRIMIT ARTIS OPVS. // BON. AMORBACCHIVM. / IO. HOLBEIN. DEPINGEBAT. / A. M. D. XIX. PRID. EID. OCTOBR („Wenn auch nur ein gemaltes Gesicht, stehe ich doch dem lebendigen nicht nach, sondern bin ein Ebenbild meines Herrn, ausgezeichnet durch richtige Linien. Zum Zeitpunkt, da er acht Dreijahresabschnitte vollendet [24 Jahre alt wird], gibt das Kunstwerk mit Fleiß in mir das wieder, was sein Wesen ist. Jo[hannes] Holbein malte Bon[ifacius] Amerbach am 14. Oktober 1519“)⁹. Der 14. Oktober war Amerbachs Geburtstag; er kommt in diesem Gemälde sozusagen noch einmal zur Welt.

Die quadratische Tafel zeigt einen nahezu frontalen Büstenausschnitt und gibt das Gesicht fast ganz im Profil wieder. Der Dargestellte ist kostbar und nüchtern zugleich gekleidet; der dunkle Ton seines Gewands und des Barettts rahmen das lebhaftes Inkarnat seines Gesichts, das nichts von seiner leuchtenden Gegenwart eingebüßt hat. Das gesamte Bildnis lebt von Kontrasten. Bonifacius Amerbach posiert im Bildvordergrund. Ohne weiteres öffnet sich dahinter ein weiter Landschaftsausblick, von einem hohen Himmel überwölbt. Ein junger Mann, Leben und Welt vor sich, bürgerlich gerüstet. Doch vor die Erlangung dieser strahlenden Welt schieben sich, gleichsam anstelle des ausgelassenen Mittelgrunds, der seitlich flankierende Stamm eines Feigenbaums links und ein daraus in die rechte Bildhälfte hinein wachsender Ast, der den Dargestellten hinterfängt. Holbein, der später in London, namentlich für die Mitglieder des Stahlhofs, eine Vielzahl

⁸ Vgl. zur sog. Butades-Legende Beyer, Porträt (wie Anm. 5), 17.

⁹ Zitiert nach Hans Holbein d. J. – die Jahre in Basel 1515-1532, Katalog zur Ausstellung im Kunstmuseum Basel, 1.4.-2.7.2006, München 2006, 194.

von Bildnissen energisch nach oben drängender junger Männer malen sollte, präludiert dieses Genre hier und folgt doch ganz den Regeln einer humanistisch inspirierten Balance zwischen Darstellungsbedürfnis und Demutsgestus.

Am Stamm des Baumes befindet sich die gerahmte, ebenfalls quadratische Holztafel samt oben zitierter Inschrift, die, einer Identitätskarte gleich, den Namen des Modells, sein Alter (24 Jahre) und seinen Geburtstag nennt. Zudem spricht die Inschrift davon, dass dieses Ebenbild zwar nur ein Gemälde, aber doch in „richtigen Linien“ geschaffen worden sei, und verschweigt auch nicht den Namen seines Malers. Sich täglich im Ziehen einer Linie zu üben, gehört zu den Topoi der antiken Künstlerbiographie. Die Inschrift lobt also Holbein, verweist aber in ihrer Relativierung und durch das Medium der Schrift selbst auf den Vorrang der Sprache, des Worts, vor der sinnlichen Malerei. Ohne sie wüssten wir kaum vom Namen des Dargestellten. Wie zur Bekräftigung dieser Entkräftigung ragt der Astrest, an dem die Tafel am Stamm befestigt ist, in Augenhöhe des Amerbach bedrohlich weit hervor: Dass dieser nicht vollends im Profil gegeben ist, sondern beide Augen sichtbar werden, erlaubt so, die Sehinstrumente wirkungsvoll daran zu erinnern, dem Trugbild nicht zu trauen und sich nicht vom Zeugnis der Schrift abzuwenden.

Auch der Feigenbaum artikuliert eine Mahnung. Er ist mit dem Sündenfall verbunden und Symbol von Vergänglichkeit. Daran, dass mitten im Leben der Tod wächst, erinnert der Ast den Dargestellten und mindert so den selbstgefälligen Gestus, der ihn ein Bildnis seiner selbst hat beauftragen lassen. In diesem Porträt Amerbachs – der als Universalerbe des Erasmus den Grundstock des nach seiner Familie benannten Kabinetts gelegt hat und mit dessen Namen das Fortdauern des Humanismus in Basel auch in den widrigen Zeiten des reformatorischen Umbruchs verbunden ist – artikuliert sich so schon früh dessen ebenso geschicktes wie wirkungsvolles Agieren. Er klagt in dieser Inkunabel der Bildpolitik sichtbare Präsenz, Wortführerschaft und Erinnerung an sich selbst ein und federt sie zugleich in Beschwörungen der Demut ab.

Der mit Amerbach so eng verkehrende Erasmus von Rotterdam hat sich der Bildnisproduktion nicht weniger strategisch bedient. Und wenn er auch bekanntlich ein durchaus entzündliches Verhältnis zur

bildenden Kunst hatte¹⁰ und in einem Brief gefordert hat „Locere ut te videam“ (rede, dass ich Dich sehen kann), womit dem Wort die größere Zeigekraft attestiert wird, so hat er sich doch in vielerlei Formaten abbilden lassen und sich wie kaum ein anderer auf den Einsatz des Porträts zu verstehen gewusst. Man darf uneingeschränkt behaupten, dass er die ikonische Propaganda zur Durchsetzung eines Lehrgebäudes auf gänzlich neue Grundlagen gestellt hat. Als Holbeins bedeutendstes Porträt des niederländischen Humanisten, der von 1514 bis 1529 und dann wieder von 1535 bis zu seinem Tode 1536 in Basel lebte und wirkte, darf jenes Bildnis aus dem Jahr 1523 gelten, das gemeinhin unter dem Titel „Erasmus mit einem Renaissancepilaster“ figuriert (Abb. 5). Der weitgehend unabhängig arbeitende Erasmus stand in weitverzweigtem Briefkontakt zu anderen Philosophen, vor allem aber auch zu Gönnern, die sein Auskommen sicherten. Diesen sandte er nicht selten auch sein Porträt zu, um dem wiederholt an ihn herangetragenen Wunsch nach seiner Gegenwart wenigstens durch ein stellvertretendes Bildnis nachzukommen. In diesem, aus Basel an William Warham, Erzbischof von Canterbury und großherziger Zuwendungsgeber des Erasmus, gesandten Gemälde, in dem sich die Individualität des Erasmus und die Ikonographie des Gelehrtenbildnisses monumental verbinden, wird zwar deutlich, dass Erasmus der Schrift durchaus eher zutraute, die eigene Sterblichkeit zu überdauern als dem Abbild. Aber ein dem Bild zugehöriger Brief bekundet doch zugleich seine Überzeugung, dass wenigstens ein Mindestmaß an Dauerhaftigkeit auch dem Porträt zugeschrieben werden darf: „Ich nehme an, dass Sie [...] eine gemalte Wiedergabe meiner Züge erhalten haben, so dass, sollte es Gott gefallen, mich von hier abzurufen, Sie doch ein Stück des Erasmus haben werden.“¹¹

Erasmus steht als verlängerte Halbfigur in Dreiviertelansicht nach rechts gewandt. Er sitzt nicht, wie das die Bildtradition seit den frühen Darstellungen des Hl. Hieronymus gleichsam forderte, am Pult, sondern hat offenbar hinter einer steinernen Brüstung Aufstellung bezogen. Schon das unterstreicht den „Denkmalcharakter“ dieses Porträts. Der Philosoph ist in ungeschöntem Alter gezeigt, in zwei kostbare, pelzverbrämte Mäntel gekleidet und trägt ein dunkles Barett. Seine

10 Vgl. E. Panofsky, Erasmus and the Visual Arts, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 32 (1969), 200-227.

11 Zitiert nach Beyer, Porträt (wie Anm. 5), 122.

Hände ruhen auf einem geschlossenen Buch, das auf der Brüstung lagert. Sein Titel korrespondiert mit keinem der Werke des Erasmus; vielmehr darf die auf dem Seitenschnitt verlaufende Inschrift *HPAK-LAEIOI ITONOI ERAS[M]I ROTERO[DAMI]* („Die herkulischen Arbeiten des Erasmus von Rotterdam“) so gelesen werden, dass hier das Gesamtwerk des Erasmus mit den „Zwölf Mühlen“ des Herkules, des für die Zeit verbindlichen antiken Tugendhelden, gleichgesetzt wird. So wie die Taten des Herkules erst dessen Vergöttlichung ermöglicht und ihm ewigen Ruhm eingetragen haben, so werden die Schriften des Erasmus diesem zu immerwährender Fama verhelfen. Die „Taten“ des Herkules waren sämtlich körperliche Kraftakte; die auffällig ruhenden Hände des Erasmus setzen so geistige und körperliche Leistung gleich. Es kann hier auf die zahlreichen Anspielungen, die in diesem Bildnis erkannt worden sind, nicht in der gebotenen Ausführlichkeit eingegangen werden¹². Es handelt sich um ein in gelehrten Anspielungen und Verweisen überreiches Werk, das belegt, dass auch im Bild sich gedanklicher Anspruch kongenial artikulieren kann.

Erasmus blickt den Betrachter nicht an, er kommuniziert weder mit diesem, noch mit seinem eigenen Werk, so wie er das in den anderen Bildnissen, die ihn oft schreibend zeigen, tut. Sein Blick signalisiert vielmehr reflexive Versunkenheit, Innenblick und Rückschau, so wie ja auch die Anspielung auf die Taten des Herkules vermuten lassen darf, hier sei das irdische Tun als vollendet begriffen. Erasmus hat somit viele Jahre vor seinem Tod gleichsam ein ikonisches Testament malen lassen, das sein Adressat, Erzbischof Warham, seinerseits durch ein von Holbein anlässlich von dessen erster London-Reise, die wohl der Überbringung des Erasmus-Porträts diene, geschaffenes Bildnis beantwortete. Dieses Porträt (heute in der National Gallery in London) hat Erasmus nie erreicht. Es zeigt aber, wie hier zwischen zwei Theologen über das Bild kommuniziert wurde, wie wirkliches Bildhandeln operiert. Warham posiert dem Erasmus ganz vergleichbar, auch die Hände korrespondieren. Das Buch aber, auf dem sie ruhen, ist geöffnet. Es antwortet der Leser Warham dem Autor Erasmus.

Holbein hat bei seiner ersten Englandfahrt auch ein Bildnis des Thomas Morus angefertigt (heute in der Frick Collection, New York)

12 Vgl. dazu die Bibliographie in Beyer, Porträt (wie Anm. 5), 400. Siehe auch S. Gronert, Bild – Individualität. Die Erasmus-Bildnisse von Hans Holbein d. J., Basel 1996.

und zudem ein (heute verlorenes) Gruppenbildnis der Familie des Verfassers der „Utopia“ geschaffen. Die Vorzeichnung von Letzterem hat sich im Kupferstichkabinett des Basler Kunstmuseums erhalten; sehr wahrscheinlich entstammt sie dem Nachlass des Erasmus, der sich solcherart der visuellen Präsenz seines gelehrten Freundes und dessen Umfelds versicherte¹³. Auch das erlaubt, die Bedeutung Basels als Umschlagplatz eines transkontinentalen Gelehrtenbildnisverkehrs zu unterstreichen.

Es darf aber von Holbeins Erasmus-Bildnissen nicht gesprochen werden, ohne auch auf Dürers Erasmus-Porträt zu verweisen (Abb. 1). Dürer hat den Theologen gelegentlich getroffen (so in Basel 1520, wovon eine im Pariser Louvre aufbewahrte Zeichnung, ein Dreiviertel-Porträt des Erasmus, Zeugnis ablegt), und dieser hat früh schon den Ehrgeiz entwickelt, von dem damals unstrittig berühmtesten Maler des deutschen Sprachraums abgebildet zu werden. Dürers Stich aber ist erst 1527 entstanden. Auch Dürer zeigt Erasmus stehend, hier aber an einem Schreibpult. Er figuriert im Talar des Gelehrten, das bartlose Gesicht erscheint im Halbprofil, eine Haube bedeckt sein Haupt. Erasmus ist im Begriff, einen Bogen Papier zu beschreiben, seine Linke hält das geöffnete Tintenfass. Dass im Bildvordergrund, auf einer Ablage, ein geöffnetes Buch und vier mit Schliessen verschlossene Bücher liegen, ist als Hinweis darauf gelesen worden, dass der Betrachter über den Gehalt der Schriften des Erasmus zu dessen äußerer Gestalt vordringen solle¹⁴.

Davon spricht auch die hochrechteckige, gerahmte Inschrifttafel, die mit den Proportionen des Kupferstichs korrespondiert und die als der zweite Protagonist des Blattes anzusehen ist. Auf ihr steht (auf Lateinisch) geschrieben: „Das Bild des Erasmus von Rotterdam von Albrecht Dürer nach der lebenden Erscheinung gezeichnet.“ Auf Griechisch folgt dann: „Das bessere werden die Schriften zeigen.“ Auch dieses Blatt ist jüngst von Rudolf Preimesberger aufschlussreich erörtert worden, zumal die auf Quentin Metsys zurückgehende Inschrift. Preimesberger hat in der doppelten und mehrfachen Antithese den

13 Vgl. Hans Holbein d. J. (wie Anm. 9), 370 ff.

14 Albrecht Dürer. Das druckgraphische Werk, hg. v. R. Schoch u. a., Bd. 1, München 2001, 218 ff.

Schrift- und Bildbestandteil des Gelehrtenporträts in deren wechselseitigem Bezug verhandelt erkannt¹⁵.

Erasmus hat sich rasch beklagt, dass dieses Porträt dem Kriterium der Ähnlichkeit nicht gehorche, und sich kaum darin wieder erkennen wollen. Was überrascht, ist es doch Erasmus selbst, der die Künstler selbst wiederholt hat bekräftigen lassen, dass seinen Schriften die verlässlichere Abbildfähigkeit zukomme. Oskar Bätschmann hat treffend beobachtet, dass Erasmus von Dürer beim Schreiben eines Briefes gezeigt wird¹⁶. Er schreibe, so Bätschmann, an seinem Bild, umgeben von den teils verschlossenen Büchern, die sein unsichtbares Bild bewahren. Alles ist in Dürers Blatt ineinander verschränkt; Wort und Bild treten in einen Paragone, der zuletzt Dürers Porträtkunst triumphieren lässt. Wie schon in seinem Melanchthon-Bildnis ist es nämlich seine „gelehrte“ Hand, die das Undarstellbare in den Bereich der Sichtbarkeit überführt, wie dort bietet er zwei Bilder in einem: „den lesend Schauenden und schauend Lesenden.“¹⁷

Es hat sich von hier aus, von den Bildnissen des Sebastian Brant und des Erasmus von Rotterdam, eine Bildtradition gestärkt und entwickelt, die nicht mehr abreißen sollte. Jeder Gelehrte von einiger Reputation hat fortan Anspruch darauf erhoben, im Bild festgehalten zu werden – wohl wissend, dass sich das Bild nur komplementär zum schriftlichen Werk verhalten kann und dass die eigene physiognomische Unverwechselbarkeit nicht immer damit korrespondieren muss. Es braucht hier die lange Linie, die bis in unsere Zeit, bis hinein in die Professorengalerie des Museums in der Basler Augustinergasse reicht, gar nicht gezogen werden. Es soll aber abschließend mit einer Anekdote von dem Unabgegoltenen gesprochen werden, das zwischen der Erscheinung des Gelehrten und dem gelehrten Werk unausgesetzt bestehen bleibt. Als sich Jacob Burckhardt zur Anfertigung der rasch berühmt gewordenen Porträtfotografie (Abb. 6) im Sonntagsstaat zum verabredeten Zeitpunkt beim Fotografen einfand, soll er zunächst wieder fortgeschickt worden sein: man habe heute keine Zeit, beschied

15 Porträt (wie Anm. 6), 228-238. Vgl. auch P.-K. Schuster, Überleben im Bild. Bemerkungen zum humanistischen Bildnis der Lutherzeit, in *Köpfe der Lutherzeit*, hg. v. W. Hofmann, München 1983, 18-25.

16 O. Bätschmann/P. Griener, Holbein-Apelles. Wettbewerb und Definition des Künstlers, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 57 (1994), 643 f.

17 Porträt (wie Anm. 6), 237.

man ihn, man erwarte einen bedeutenden Historiker zur Porträt-sitzung.

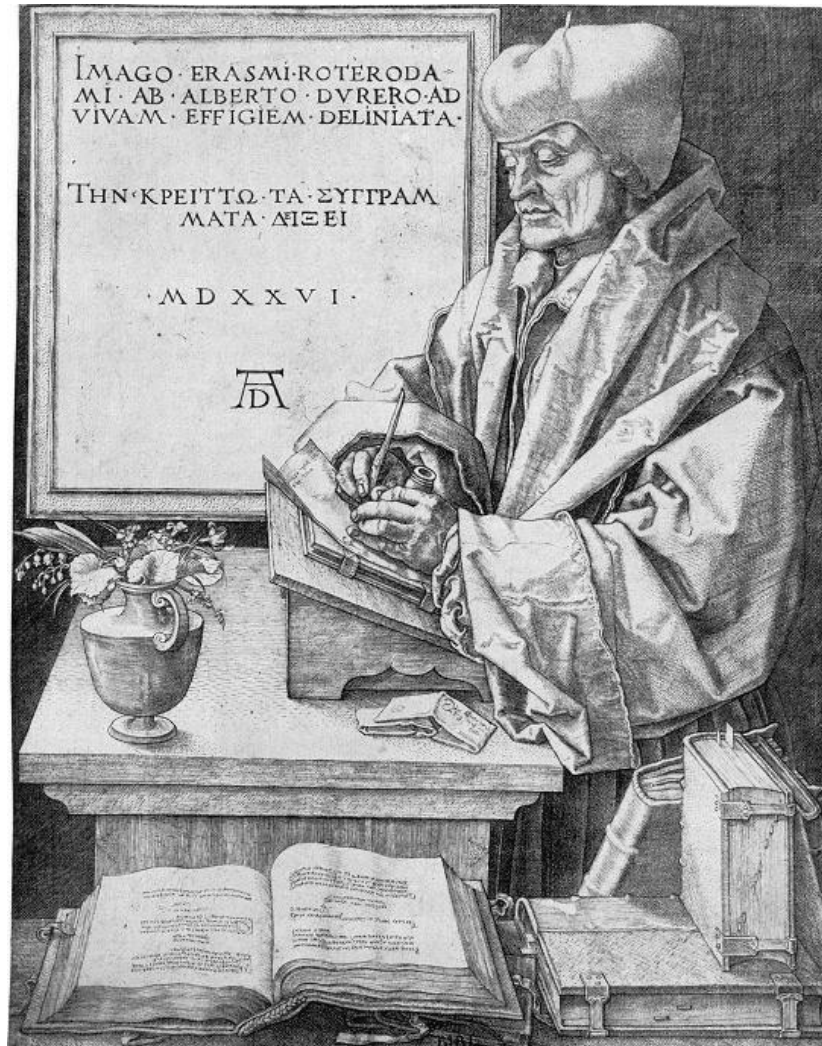


Abb. 1

Albrecht Dürer, Erasmus von Rotterdam, 1526
Kupferstich, 24,7 × 19,1 cm
(Berlin, Staatliche Museen, Kupferstichkabinett)



Abb. 2

Albrecht Dürer, Porträt des Sebastian Brant, 1520

Silberstiftzeichnung, 19,4 × 14,7 cm

(Berlin, Staatliche Museen, Kupferstichkabinett)



Abb. 3

Hans Burgkmair, Sebastian Brant, um 1508

Öl auf Leinwand, 37,5 cm × 31,5 cm

(Karlsruhe, Staatliche Kunsthalle)



Abb. 4

Hans Holbein d. J., Bildnis des Bonifacius Amerbach, 1519

Öl auf Holz, 28,5 × 27,5 cm

(Basel, Kunstmuseum)



Abb. 5

Hans Holbein d. J., Erasmus von Rotterdam (Erasmus mit einem Renaissancepilaster), 1523, Öl auf Holz, 76 × 51 cm
(London, National Gallery, Leihgabe aus Privatbesitz)

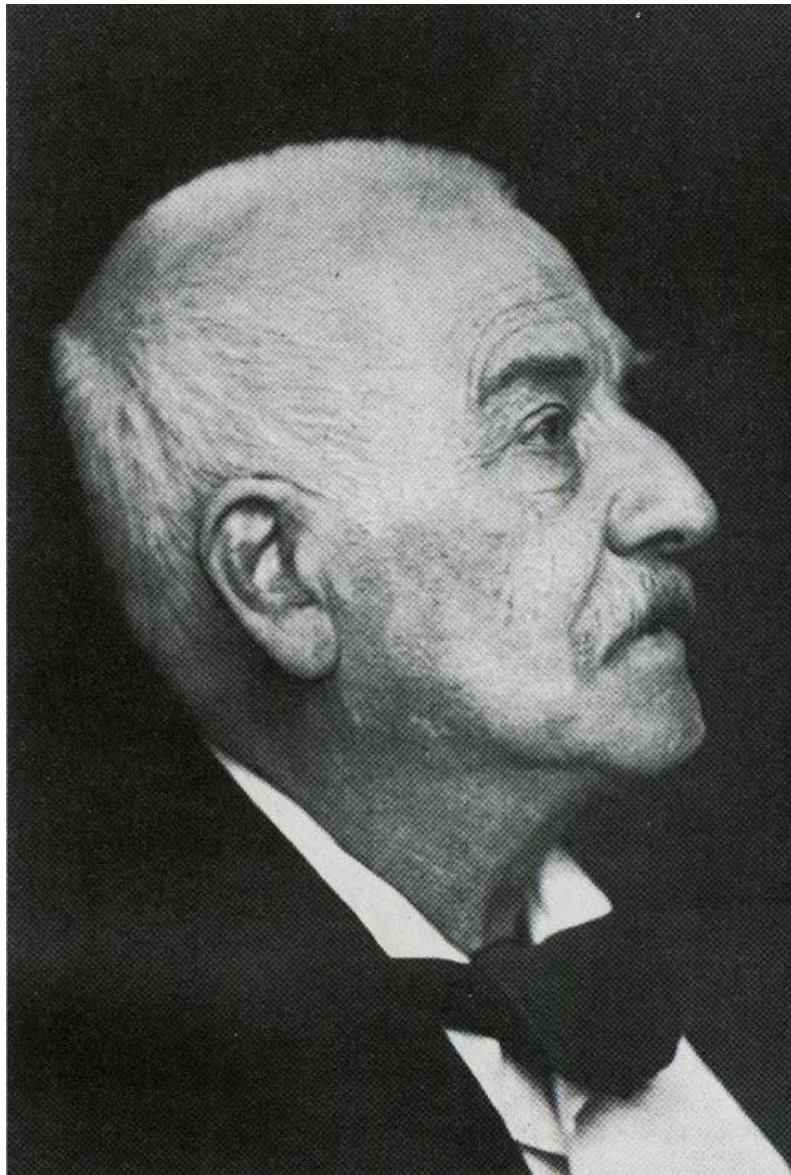


Abb. 6

Jacob Burckhardt 1892

(Jacob Burckhardt-Archiv, Universitätsbibliothek Basel)